



Gertraud Schubert

Trutz


vom Steinmeer

Eine Ausgabe der eBook-Bibliothek

Gertraud Schubert

Trutz



vom Steinmeer

Aus den Fragmenten der Chronik
von Salzstadt, verfasst von Pido,
dem Schreiber.

(2005)



**Bitte beachten Sie:
DIESE NOVELLE UNTERLIEGT DEM COPYRIGHT.**

Eine kommerzielle oder auch nicht-kommerzielle Nutzung, eine weitere oder anderweitige Nutzung dieses Textes ohne Genehmigung der Autorin ist nicht gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte direkt an Gertraud.Schubert@t-online.de.

1. Ausgabe, April 2005
© eBook-Bibliothek 2005 für diese Ausgabe
Text: © Gertraud Schubert, 2005
Titelphotographie: © Gertraud Schubert, 2005

Ich, Pido mit Namen, im 57sten Jahr meines Lebens stehend, habe vier Salzgrafen als Schreiberling gedient, habe vier Jahrzehnte lang Briefe und Urkunden geschrieben und gesiegelt, Listen aufgestellt und Erlasse kopiert. Nun, da ich alt werde und mein Augenlicht schwächer wird und meine Hand zittrig, da niemand mehr meine Dienste in Anspruch nimmt, will ich aufschreiben, was in all den Jahren in Salzstadt geschehen ist und was niemand außer mir noch weiß. Vieles habe ich gesehen und gehört, das nicht für meine Augen und Ohren bestimmt war. Aber wer achtet schon der Kreatur, die mit gespitztem Federkiel am Fenster sitzt und Tinte reibt! Auf kleinen Resten von Pergament will ich aufschreiben, was in keiner Chronik steht. Wenn du, geneigter Leser, diese beschriebenen Fetzen findest, dann zünd eine Kerze an für den alten Schreiberling Pido, damit sie ihm in der nicht endenden Nacht, in der er nun sich befindet, ein wenig leuchtet.



Vorneweg ritten vier Ritter mit eingelegter Lanze und trieben das Volk in den Straßengraben. Sie hatten das Visier heruntergeklappt. Ihre weiß/blauen Federbüsche auf den Helmen wippten. Die Platten und Ringe ihrer Rüstungen glänzten im Sonnenlicht. Hinter ihnen kam die Prinzessin auf einem Apfelschimmel. Zwei weitere Ritter mit Schild und gezogenem Schwert ritten auf beiden Seiten und drei Ritter bildeten den Schluss. Die Prinzessin trug ein blaues Kleid. Ihr lockiges hellblondes Haar fiel ihr offen über Schulter und Rücken, nur von einem silbernen Reif um die Stirn gehalten.

Trutz hielt den Atem an. Er wusste nicht, was ihn mehr beeindruckte: das zarte Mädchen oder die Demonstration der Macht und der Brutalität. Keine Frau im Reich durfte das Haus mit unbedecktem Kopf verlassen. Aber die Prinzessin ritt mit offenen Haaren auf der Straße. Sie schaute geradeaus, verschwendete keinen Blick auf die zerlumpte Gestalten, die gelaufen kamen, sie zu sehen.

Ein Tross schwerbeladener Maultiere folgte. Falken mit silbernen Kappen auf dem Sattelknopf der Falkner und eine Meute von Hunden begleiteten sie auf dem Ritt zum Jagdschloss. Trutz schloss die Augen um das Bild festzuhalten: ein Mädchen mit hellblonden Locken umgeben von Rittern in eisernen Rüstungen.

Als der Zug vorbei war, holte Trutz seinen Bogen und den Köcher mit Pfeilen aus dem Gebüsch, in das Drago ihn geworfen hatte. Die Dörfler kehrten aufs Feld zurück und hoben ihre Hacken auf. Trutz ging zum Fluss hinunter und setzte sich auf einen der Steine.

Wieder sah er die Prinzessin vor sich. Sie schaute geradeaus. Aber Trutz hätte gewettet, dass sie alles sah. Sie spürte die Bewunderung, die ihr entgegenschlug, weil sie so schön war. Spürte sie auch den Hass, der wie eine kleine Flamme in vielen Herzen brannte, den Hass auf den Großkönig, ihren Vater? Spürte sie, wie leicht dieser Hass auch sie treffen konnte? Sie saß in ihrem blauen Kleid auf dem Schimmel, das Zaumzeug locker in der Hand, die Locken vom Wind kein bisschen zerzaust, in ihre eigenen Gedanken versunken, als ob ihr nie und nimmer jemand etwas anhaben könnte.

Wezzo stapfte durch den Fluss direkt auf Trutz zu. Das Wasser war nicht tief hier, aber es floss schnell. Doch Wezzo watete durch als ob er auf ebener Straße ginge. Stirnrunzelnd blieb er vor Trutz stehen. Das Wasser quoll aus den Löchern seiner Stiefel.

»Ich konnte nicht schießen«, sagte Trutz. Seine Stimme klang heiser und belegt. Wezzo zog die Brauen hoch.

»Drago hat mir den Bogen weggenommen und in die Stauden geworfen«, fuhr Trutz fort. Aber im selben Augenblick als er das sagte, wurde ihm klar, dass er auch nicht geschossen hätte, wenn der Pfeil schon auf der Sehne gelegen hätte.

»Sie hatte acht oder neun Wächter dabei und eine Menge Gefolge, Jäger, Diener.«

Nein, es waren nicht die Wächter gewesen, die ihn, Trutz, abgehalten hatten. Sein Pfeil hätte die Prinzessin auch dann nicht getroffen, wenn sie allein gewesen wäre.

»Ich wäre ja entkommen, vielleicht, die Ritter in ihren Rüstungen sind schwerfällig. Aber sie hätten die Landleute abgeschlachtet, alle. Das Blutbad wollte ich nicht.«

Wezzo nickte und hockte sich auf einem der Steine nieder.

»Ich hätte dir den Bogen nicht abgenommen. Ich hätte gesagt, triff sie, Junge. Er soll merken, dass es uns noch gibt.«

»Auch um den Preis, dass viele sterben?«

»Ja, auch um diesen Preis.« Wezzo schüttelte das Wasser aus seinen Stiefeln.

»Vielleicht hätte ich ja gar nicht getroffen.«

»Du triffst immer, das weißt du.«

Wenn ich will, treffe ich, dachte Trutz. Aber wenn ich nicht will? Noch nie hat einer meiner Pfeile sein Ziel verfehlt. Aber ich will die Prinzessin nicht treffen. Ich will nicht, dass ein Pfeil in ihrer Brust steckt, dass ihr Blut hervorquillt, dass sie schreit vor Todesangst. Aber mein Pfeil trifft immer. Trutz schüttelte das Bild des Mädchens, das mit weit aufgerissenen Augen auf den Pfeilschaft in ihrer Brust und das dunkle Blut starrte, von sich.

»Es sind auch meine Leute, Wezzo«, sagte er mit fester Stimme.

»Es sind die Leute deines Vaters und deines Bruders, aber nicht deine«, erwiderte Wezzo hart. »Du bist der zweite Sohn. Dich geht das nichts an. Du hast keine Verantwortung für sie.«

Trutz schüttelte den Kopf. »Sie sind meine Leute«, wiederholte er. »Ich esse ihr Brot, ich trage die Kleider, die sie weben.«

»Wenn es das ist, dann wirst du jetzt Leder tragen und nur noch Wildfleisch essen. Gefühle können wir uns nicht leisten.«

Wezzo stand wieder auf und bedeutete ihm mit einer Wendung des Kopfes, zu folgen.



Im Jahre 743 eroberte der Reiterfürst Liaszar mit seinen Dusen den Reich. Er durchquerte die Ödnis des Steinmeeres und brach über den Parsomme-Pass in das Reich ein. Der Parsomme-Pass war praktisch nicht gesichert, da von der Seite des Steinmeeres her keine Angriffe möglich erschienen. Das Vorland des Parsomme-Passes, ohnehin nur schwach besiedelt, stellte den Eindringlingen keinerlei Hindernisse in den Weg. Die Bauern zogen die Köpfe ein und ließen den Sturm über sich hinweg brausen. König Hatto versuchte, ein Heer aufzustellen, vergeblich, da die Landgrafen und Barone im Lande mit ihren eigenen Streitereien beschäftigt waren, was König Hatto bis dahin nach Kräften gefördert hatte, um die ständig unzufriedenen Adeligen davon abzuhalten, ihm gute Ratschläge zu geben. Nun brachte er nur ein bescheidenes Heer auf die Beine, das schon beim ersten Anblick der wilden Reiter die Flucht ergriff. König Hatto mit einem Häuflein Getreuer wurde über den Haufen geritten und er blieb tot auf dem Schlachtfeld zurück. Die Hauptstadt, gelähmt von Entsetzen, verhandelte und öffnete dem Eindringling die Tore. Ehe man sichs recht versah, saß Liaszar auf dem Thron.



Regen. Regen. Die Bäume verschwanden hinter einem Vorhang aus Regen. Trutz zog die Decke enger um die Schultern. Sie war nass und schwer und wärmte kaum noch. Trutz verfluchte im Stillen den Tag, da er Wezzo in die Wälder gefolgt war, verfluchte den Tag, da er Drago zugehört hatte, als ihm dieser von dem geheimen Bund der Jäger erzählt hatte, der den Kampf gegen den Eroberer weiterführte.

Das Regenrauschen wurde wieder stärker. Trutz schichtete das Holz um, das zum Trocknen um das Feuer lag, damit er wenigstens etwas Wärme abbekam. Linus wälzte sich auf seinem Lager und grunzte im Schlaf.

»Er träumt von seinem Schatz«, brummte Wenz.

»Die ganze Wärme geht drauf für das Holztrocknen«, murrte Trutz.

»Ich muss mich bewegen, selbst wenn ich noch nasser werde.« Ächzend kroch Wenz aus dem kleinen Unterstand. Eigentlich sollte der Unterstand aus Zweigen sie nur für eine Nacht schützen, und war dementsprechend klein ausgefallen. Nun hockten sie schon den dritten Tag unter dem Blätterdach und mühten sich ab, das qualmende Feuer in Gang zu halten.

Trutz starrte in den Rauch. Hinter dem grauen Schleier tauchte das Gesicht der Prinzessin auf, ihre blonden Locken, ihr Lächeln. Die goldene Stickerei auf ihrem Kleid blitzte auf, als sie sich vorbeugte und Trutz direkt in die Augen schaute. Trutz rang nach Luft, bekam Rauch in die Lunge und begann zu husten. Eine dicke Schwade Qualm stieg auf und verschluckte das Bild.

Trutz kroch aus dem Unterstand und hielt sein Gesicht in den Regen. Das Bild war so klar und lebendig gewesen. Seit jenem Tag, als sie durch das Dorf geritten war, hatte ihn ihr Bild im Wachen und Träumen verfolgt, mal stärker mal schwächer. Be-seelt von dem Wunsch, sie irgendwann wiederzusehen, war er schließlich Wezzo in die Wälder gefolgt. Aber dieser Tag würde

auch ihr letzter sein. Sein Pfeil würde sie töten, und ihre Wächter würden ihn auf der Stelle zerhacken.

Wasser lief ihm in den Kragen und über Rücken und Brust. Trutz kroch in die Blätterhütte zurück und gab Linus einen Stoß in die Rippen, damit er zur Seite rollte und Trutz sich neben ihm ausstrecken konnte. Er grub sein Gesicht in das Farnkraut.

Warum nur war er Wezzo gefolgt? Wezzo war ein Jäger, und er jagte das königliche Wild. Trutz würde den Bogen spannen und den Pfeil abschießen, der sein Ziel nie verfehlte. Wenn er die Prinzessin das nächste Mal sah — wieder tauchte das Bild kurz auf, mit einem blutroten Schleier überzogen, und Trutz krallte seine Finger in das Farnkraut —, würde er sie töten müssen. Dazu hatten Drago und Wezzo ihn ausgesucht.

»Hat der verdammte Regen endlich aufgehört?« krächzte Linus und setzte sich auf. Er wartete keine Antwort ab und fuhr fort: »Wezzo ist auch noch nicht zurück. Wo ist Wenz? Holz holen. Also noch eine Nacht in diesem feuchten Loch. Wenn ich nur schlafen kann!«

»Kein Wunder, dass du in der Nacht nicht schlafen kannst, wenn du den ganzen Tag schläfst.«

»Ich habe überhaupt nicht geschlafen.« Linus schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war lang und schmal und missmutig. Die spärlichen grauen Haare hingen ihm auf den Rücken.

»Ach nein? Und wer hat geschnarcht und gegrunt, dass diese windige Hütte fast zusammengefallen wäre?« fragte Trutz.

»Ich habe nicht geschlafen. Ich habe alles gesehen. Wie du das Holz zum Trocknen um das Feuer geschichtet hast und einen Spalt offengelassen hast, um dir die Hände zu wärmen. Und gehustet hast du.« Linus rieb sich die Augen.

»Das mache ich doch dauernd. Ich mache doch nichts anderes als Holz nachlegen, Holz trocknen und husten. Das habe ich nicht nur einmal gemacht, sondern mindestens siebenmal, während du geschlafen hast.«

»Es waren sogar acht Mal. Du siehst, ich bekomme alles mit.«

Nichts, aber gar nichts bekommst du mit, sagte Trutz zu sich selbst. Keiner von euch weiß wirklich etwas über mich. Zweiter Sohn eines Landgrafen, der getreulich aber ohne große Begeisterung die Herrschaft erträgt, vom Erbe ausgeschlossen, vor der Wahl, als Söldner in den Regierungstruppen sein Glück zu machen (oder auch sein Leben zu verlieren) oder als Verwalter des älteren Bruders Befehle weiterzugeben. Die Mutter aus einer Familie aus dem Gebirge, wo die besten Bogenschützen leben. Ich weiß ja selbst nicht genug über mich. Ich habe es immer als selbstverständlich hingenommen, dass mein Pfeil sein Ziel nie verfehlt. Ich habe nie danach gefragt, weil es mir nichts Besonderes schien. Und jetzt soll ich meinen Pfeil auf die Prinzessin anlegen!

Am späten Nachmittag kam Wezzo zurück. Er starrte vor Schmutz und Schlamm, aber seine Züge verrieten Zufriedenheit. Ihm folgte ein Kumpan beträchtlicher Größe, jemand, der nicht gerade Vertrauen einflößte, ein Schläger ganz nach dem Geschmack Wezzos, der menschliche Waffen sammelte für seinen Kampf. Trotz des Regens ging er mit nacktem Oberkörper. Seine Muskeln glänzten im Glutschein und ein stechender Geruch ging von ihm aus. Er ist eingeölt, dachte Trutz verwundert. Für ihn, der bis jetzt in der behüteten Welt der Bauern gelebt hatte, waren die verschiedenen Spielarten der menschlichen Eitelkeit eine Quelle des Erstaunens.

Wenz kehrte kurz darauf zurück, beladen mit Holz. Der hat auch seine Geheimnisse, durchfuhr es Trutz, genau wie ich. Man braucht keinen halben Tag, um einen Arm voll Holz zu sammeln.

Trutz wachte auf, weil er fror. Der Platz neben ihm, wo Wenz gelegen war, war leer. Das Feuer war ausgegangen, und Linus lag daneben und schlief. Trutz kroch ins Freie. Es wurde bereits hell. Der Regen hatte aufgehört. Dicke Tropfen fielen von den

Bäumen. Trutz folgte einer Art Pfad oder vielmehr nur einer Spur von niedergetretenem Waldgras und Moos. Schon nach kurzer Zeit kam er auf eine Lichtung. Unter den Bäumen am jenseitigen Rand erkannte Trutz eine niedrige Hütte. Wie im Traum folgte er der feuchten Spur im Gras direkt auf die Hütte zu. Mannshohe trockene Stiele von Brennesseln, zwischen denen junge aufschossen, standen neben der Tür. Ein Rosenstock hatte das einzige Fenster fast zugewuchert. Stofffetzen hingen in den Dornen. Und am Fuße des Rosenstockes lagen ein Totenschädel und Knochen, weiß geblichen von der Sonne.

Die Tür stand halb offen. Trutz zwängte sich in den dunklen Raum. Auf dem niedrigen Ofen gloste ein kleines Feuer. Trutz trat näher. Seine Füße stießen in der Dunkelheit an etwas auf dem Boden.

»Es ist zwar ein trockenes Plätzchen, aber kein Ort zum Übernachten«, sagte eine bekannte Stimme. Es war Wenz. Er saß im Schatten auf einem Holzklotz. Trutz nickte. Die seltsame Stimmung hielt ihn immer noch umfassen. Er wollte seine Hände nach der Glut ausstrecken, um sie zu wärmen, hielt aber auf halbem Weg inne.

»Erst ein Jahr her«, fuhr Wenz fort, »aber die Waldtiere haben die Knochen sauber abgenagt.«

Trutz erkannte einen weiteren Totenschädel mit leeren Augenhöhlen auf der Herdmauer. Er brachte immer noch kein Wort hervor.

»Ich hoffe, es raubt dir nicht den Schlaf wie Linus. Wezzo und Aino jedenfalls können weiterhin schlafen.«

Wenz legte Trutz den Arm um die Schultern und führte ihn zu dem Klotz, damit er sich setzen kann.

»Ich werde Wezzo danach fragen, und er muss mir Rede stehen.«

»Ich kann dir sagen, was er antworten wird, nämlich: im Kampf für die Gerechtigkeit lassen sich Opfer nicht vermeiden.«

»Wenn er versucht, sich so herauszureden, werde ich seiner Truppe den Rücken kehren. Ich kehre nach Hause zurück!«

»Dummer Junge«, sagte Wenz leise, »weißt du nicht, worauf du dich eingelassen hast? Du wirst nie mehr nach Hause zurückkehren, sondern eher hier vermodern wie diese beiden hier.«

Trutz starrte ihn an. Sein Gehirn weigerte sich noch, die Wahrheit zu begreifen. Aber langsam dämmerte es ihm, was Wenz meinte. »Sie werden mich nicht so leicht finden«, murmelte er trotzig.

»Wenn du es wirklich schaffst, nach Hause zurückzufinden — deine ganze Sippschaft muss dafür büßen.«

»Pah«, sagte Trutz, »wir sind viele. Und die Bauern halten auch zu uns, weil wir sie gut behandeln.«

»Junge, begreife doch«, Wenz setzte sich neben ihn, »wenn du dich einmal den Jägern angeschlossen hast, gibt es keinen Weg mehr zurück. Wenn es ihn gäbe — ich wäre ihn längst gegangen.«

Trutz starrte vor sich hin. Es stimmt, sagte er zu sich, sie haben ihre Leute überall, sogar unter denen meines Vaters, Drago und noch einige. Vielleicht weiß Vater sogar davon. Vielleicht hatte er ihnen seinen zweiten Sohn versprochen. Wer weiß schon, was der alte Landgraf an Schulden und Verpflichtungen abzutragen hat? Also nicht nach Hause. Das Bild der Prinzessin auf dem Pferd stieg vor seinen Augen auf. Ihre blonden Locken flogen im Wind. Sie stand in den Steigbügeln und peitschte auf ihr Pferd ein. Dann verschwand sie in einer Wolke von Staub.

Ihretwegen, dachte Trutz, nur ihretwegen bin ich mit Wezzo gegangen, und ihretwegen bleibe ich bei ihm.

»Gehen wir zurück«, sagte er laut, »die andern werden bald aufwachen, und wir wollen doch heute weiter ziehen.«



Viele Jahre gab es noch geheime Bünde, die dem Andenken an König Hatto treu waren und Liaszar bekämpften, ihm und seiner Verwaltung Schaden zufügten, wo sie ihn zu treffen vermochten. Sie überfielen Transporte aus dem Hinterhalt, zündeten Lagerhäuser an und stifteten Angst und Verwirrung, wo immer sie vermochten. Zwar wurden diese Aufwiegler mit den Jahren weniger, aber eine Gruppe, die sich die freien Jäger nannte, trieb jahrelang ihr Unwesen. Ihr fielen zwei Söhne von Liaszar zum Opfer: Sie wurden aus dem Hinterhalt erschossen.



Sie mieden die Dörfer und die Straßen. Auf kaum erkennbaren Waldpfaden zwängten sie sich durch Dornengestrüpp, stapften durch Schlamm und Morast. Es hatte zu regnen aufgehört, aber der Wald dampfte noch von Nässe. Ganze Wolken von sirrenden und beißenden Mücken quälten sie. Doch Wezzo und Aino zogen unbeirrt voran. Trutz gab es auf, nach den Blutsaugern zu schlagen und sich die Fliegen aus dem Gesicht zu wischen. Er hatte Mühe, das Tempo mitzuhalten. Aber seine Füße gingen und gingen. Nur wenn ihn der Husten schüttelte, stolperte er.

Wenz musterte ihn mit besorgtem Blick und wechselte einige Worte mit Wezzo. Aino machte eine abfällige Bemerkung, unterstrichen von der Geste eines Fausthiebs und eines Fußtritts. Trutz war alles egal. Er hockte am Fuß eines Baumstamms und starrte auf eine Zecke, die sich in seine Hand gebohrt hatte. Wenz zog ihn hoch, und Trutz ging weiter.

Am frühen Nachmittag stießen sie auf eine Waldhütte, wie die Bauern sie zur Zeit der Holzarbeit als Unterstand benützen. Trutz legte sich auf die roh gezimmerte Bank an der Wand und war eingeschlafen, bevor sie ihre kärgliche Mahlzeit ausgepackt hatten.

Als er erwachte, loderte das Feuer hell auf der Herdstelle. Wenz war gerade dabei, Aino eine Wunde am Oberarm auszuwaschen.

»Wir können hier nicht bleiben«, erklärte Wezzo. »Die Dörfler haben bestimmt schon deine Spur gefunden.«

»Gebt dem Jungen genügend Pfeile. Er soll sich vor die Tür setzen und einen nach dem anderen abschießen. Wozu schleppen wir ihn denn mit?«

»Der Junge schießt heute nicht. Der ist so erschöpft, dass er den Bogen nicht spannen kann«, erklärte Wenz.

»Gebt ihm etwas von meinem Wein. Dann wird er munter«, krächzte Aino.

»Dein verdammter Wein«, brummte Wezzo. »Nur weil du dir unbedingt Wein holen musst, sind wir jetzt entdeckt.«

»So wissen sie wenigstens, dass es uns noch gibt«, lachte Aino drohend. »Zu blöd, dass der Kerl mich von hinten mit dem Messer erwischt hat. Aber er hat es gebüßt. Der trinkt keinen Wein mehr.«

»Du trinkst auch keinen mehr, wenn du erst eine Mistgabel im Bauch hast. Linus, weck den Jungen, wir gehen weiter.«

Sie ließen das Feuer brennen, in der Hoffnung, die Bauern würden annehmen, dass sie noch in der Hütte waren. Dann gingen sie ein Stück auf dem Weg zum Dorf — so würden die Bauern ihre Spuren zertrampeln —, bevor sie sich seitwärts durch die Büsche zwängten. Aino trug den Weinschlauch wie ein kleines Kind auf den Armen, denn am Rücken und am Oberarm hatte ihn das Messer des Mannes getroffen, dem er den Weinschlauch gestohlen hatte. Wenz hatte die Wunden mit Blättern bedeckt und mit Riemen festgebunden.

»Eine schöne Truppe hast du«, sagte Linus; »einer verletzt, einer fiebernd, ein Arzt, dem das Verbandsmaterial ausgegangen ist und ein Idiot. Der Großkönig wird sich totlachen, wenn er uns sieht. Das ist dann der langersehnte Sieg.« Wezzo warf ihm einen wütenden Blick zu.

Kurz darauf erreichten sie die Straße.

»Wir können jetzt genauso gut die Straße nehmen«, erklärte Wezzo. »Auch kommen wir so schneller voran.« Und Wezzo zog mit großen Schritten los. Eine Zeit lang hielt Aino noch mit ihm Schritt, dann wurde er langsamer. Trutz und Wenz waren am Anfang schon ein Stück zurückgefallen, holten nun aber auf. Linus ging hinter ihnen und kicherte in sich hinein.

»Sag bloß nicht nochmal was«, warnte ihn Wenz. »Wezzo bringt dich um.«

»Schau dir den Mond an«, höhnte Linus. »Morgen ist er voll. Wir sollten doch zwei Tage vorher am Tempel der Berggöttin sein. Das schaffen wir nie und nimmer. Ich wette, Aino hat sich erst noch einen Tag lang in einem Wirtshaus voll laufen lassen, bevor er uns die Nachricht brachte.«

»Das denke ich auch«, meinte Wenz trocken. »Elisabeth hat ihn bestimmt rechtzeitig losgeschickt. Wezzo ist ihm sogar entgegengegangen, weil wir zwei Tage umsonst gewartet haben. Aber sag bloß nichts zu Wezzo.«

»Es wäre sowieso nichts geworden. Wezzo glaubt immer noch, dass die Leute zu ihm überlaufen, wenn er auftaucht. Illusion! Sie wollen essen und saufen und ihre Ruhe haben. Wer Großkönig ist, ist ihnen doch egal.« Linus kaute weiter an seinem Holzstückchen.

»Ich weiß auch nicht, wie er sich das denkt. Wir stürmen den Bergtempel während der Zeremonie und legen die Prinzessin um, und alle Leute jubeln — kannst du das glauben? Wenigstens hat der Regen aufgehört.« Wenz schob seine Kapuze zurück.

»Es ist wirklich schade, dass wir nicht mehr rechtzeitig hinkommen. Wenn wir erst am Baum hängen, müssen wir uns keine Sorgen mehr machen, wie wir unser großes Heer schnellstens in die Hauptstadt bringen.« Linus kicherte wieder vor sich hin und schob das Holz in seinem Mund hin und her.

Trutz verstand die Zusammenhänge nicht ganz. Er war schon froh, dass er wenigstens wusste, wohin der Marsch führen sollte:

Zu dem großen alten Tempel oben im Gebirge. Und dort sollten sie der Prinzessin auflauern. Sein Herz schlug schneller, als ihm klar wurde, dass er sie dort endlich sehen würde.

»Junge, renn nicht so«, rief Wenz, »sonst machst du gleich wieder schlapp.«

Aino nahm immer wieder einen Schluck aus dem Weinschlauch. Als er schließlich leer war und Aino nicht mehr geradeaus gehen konnte — auch Trutz spürte die Schwäche des Tages wieder — schlugen sie sich seitwärts in die Büsche um zu schlafen, auf blankem Boden, wo sie ein Fleckchen fanden. Nur Trutz konnte nicht schlafen. Eine seltsame Unruhe zerrte an seinen Nerven, so dass er schließlich aufstand und wieder zur Straße ging. Äste knackten unter seinen Füßen, aber keiner der Schläfer bewegte sich. Trutz schaute die Straße hinauf und hinunter. Nach den vielen Tagen im Wald, kam es ihm vor, als könne er jetzt erst wieder frei atmen.

Im silbernen Mondlicht glänzte die Straße wie ein Fluss. Die hohen Fichten rauschten über ihm, und der süße Geruch der Nachtblumen berauschte ihn. Dabei fühlte er eine Klarheit im Kopf, wie wenn ein eisernes Band, das seine Stirn umschlossen hatte, plötzlich von ihm abgefallen wäre. Er hörte feierliche Stimmen, die eigentlich weit weg waren, klar und deutlich, aber ohne ihren Sinn zu erfassen: heilige Worte, untermalt von einem Sprechgesang. Dann setzten die Trommeln ein, langsam und feierlich. Die Stimmen verstummten nach und nach. Nur noch die Trommeln dröhnten, dazwischen der tiefe Ton eines großen Gongs, immer wieder, eine Flöte, die klagend immer wieder dieselbe Melodie spielte, schließlich seufzend erstarb. Und immer noch dröhnten die Trommeln, lauter, schneller, fordernder, rufender und schneller und immer schneller

Trutz schreckte auf. Das waren keine Trommeln, das waren Pferdehufe. Das silberne Mondlicht war verschwunden.

Nebelschwaden trieben über den Himmelsausschnitt über der Straße und verschluckten die Sterne. Nebelbänke lagerten über dem schwarzen stumpfen Band der Straße, quollen aus dem Wald.

Eine Gruppe von Reitern kam im Trab die Straße herunter. Die Köpfe der Pferde und die Gestalten der Reiter in ihren dicken Kapuzenmänteln ragten über den Nebel, schwammen über den Schwaden. Direkt vor Trutz stieg eines der Pferde. Die Kapuze des Reiters rutschte nach hinten und gab für einen Moment seinen Kopf frei: goldene Locken? Die nachfolgenden Pferde wichen aus. Dann hatte der Reiter sein Pferd wieder in Gewalt und ordnete sich auf seinem Platz in der Mitte ein. Kurz darauf hatte sie der Nebel verschluckt.

Trutz stand auf und reckte sich. Seine Beine waren kalt und steif. Der Nebel durchtränkte ihn mit klammer Feuchtigkeit. Trutz tat die letzten Schritte bis zur Straße. Ich könnte jetzt gehen, dachte er, einfach in den Nebel hineingehen, mich darin auflösen, darin verschwinden. Mitten auf der Straße blieb er stehen und breitete die Arme aus. Hinüber in die Welt jenseits des Nebels, dachte er, in eine Welt ohne Wezzo und Aino und Linus und Wenz. Eine Gestalt winkte ihm aus dem Nebel. Sie trug Bogen und Köcher wie er, sah aus wie sein großer Bruder, nur zarter, schmaler, durchsichtiger, nebelhafter ... Komm, lockte ihn die Gestalt, komm in eine Welt ohne Jäger und Gejagte, in eine Welt ohne Sonne und Mond, stets erfüllt mit gleichmäßigem Zwielicht, Tag für Tag, eine Welt ohne Sorgen, ohne Kampf und ohne Zweifel, eine Welt ohne die Prinzessin ...

Du Träumer, lachte Trutz über sich selbst. Immer und überall taucht die Prinzessin in deinen Träumen auf. Doch sie weiß gar nicht, dass es dich gibt. Und auch wenn deine Hand zittert, der Pfeil wird sie mitten ins Herz treffen. Und jetzt verkriech dich irgendwo ins Gebüsch und schlafe, damit du den morgigen Gewaltmarsch durchstehst, denn Wezzo wird morgen bis zum

Tempel marschieren. Und schlag dir das blonde Lockenköpfchen aus dem Sinn. Das führt zu nichts. Unwillkürlich bückte Trutz sich nach dem Gegenstand, der vor ihm auf der Straße schimmerte. Es war ein goldener Ohrring mit einer milchweißen tropfenförmigen Perle daran. Trutz schloss seine Hand darum.

Als er sich neben Wenz niederließ, öffnete er die Hand. Die Perle verbreitete selbst in der Dunkelheit unter den Bäumen einen milden Glanz. Trutz zog seinen Brustbeutel hervor und steckte den Ohrring hinein. Aufatmend schob er den Beutel unter das Hemd.

Sie erreichten den Tempel am späten Nachmittag. Urpötzlich tauchte das große Tor vor ihnen aus dem Nebel auf, steinerne Spitzen, die in den Himmel ragten.

Im ersten Vorhof lagerten Familien aus den Dörfern. In einer Ecke wurde gekocht. Trutz sog gierig den Duft von Gemüsesuppe und gebratenen Äpfeln ein. Er hatte schon seit Tagen nichts anderes gegessen als hartes Brot und Dörrfleisch. Ein Tempelwächter in weißem Kittel zeigte ihnen einen Platz, wo sie sich waschen konnten. Trutz kramte aus seinem Sack ein frisches Hemd und die bessere Tunika. Aber die Kleidungsstücke waren feucht und fleckig geworden. Trutz kam sich unter all den festlich und bunt gewandeten Leuten erbärmlich vor. Jemand drückte ihm eine Schale mit Suppe und ein warmes Fladenbrot in die Hand. Eine unheimliche Gier erfasste ihn, und er schämte sich über sich selbst, als er das Essen im Nu hinuntergeschlungen hatte. Ein Mädchen brachte ihm ein großes Blatt mit in Teig gebackenen Äpfeln, die von Fett und Sirup troffen. Jetzt war er endlich in der Lage, sich mit Genuss dem Essen zu widmen und es nicht nur in sich hineinzustopfen.

Während er sich den klebrigen Saft von den Fingern schleckte, ließ er die Blicke durch den Hof schweifen. Eine Gruppe junger Landedelleute in prächtigen, mit Pelzstreifen verzierten Lederwämsern lagerte mitten im Hof. Das gab ihm von Neuem

einen Stich ins Herz. In einem Jahr wäre ich auf die Burg des Grafen geschickt worden, wo die Söhne des Adels zu Rittern erzogen werden. In einem Jahr hätte mein Vater mich mit einem Pferd und einem solchen Wams ausgestattet. Ich könnte zu den Töpfen treten und mir selbst etwas zu essen nehmen. Stattdessen sitze ich hier unter Bettlern und Gauklern und warte, dass mir eine mitleidige Seele einen Napf Suppe reicht. Bettler und Gaukler — das waren sogar noch ehrenwerte Leute verglichen mit dem Pack, mit dem er hergekommen war, verglichen mit den Gesetzlosen. Und was sie heute planten, war der Gipfel der Ruchlosigkeit: den heiligen Tempel durch den Mord an der Prinzessin zu entweihen. Trutz stöhnte bei diesem Gedanken.

Ich werde auf den Mann neben ihr schießen. Sie werden mich packen und ins Gefängnis werfen. Sie werden mich foltern, und ich werde alle verraten — Wezzo, Aino, Wenz und Linus und auch Elisabeth, obwohl ich sie noch nie gesehen habe. Sie werden am Galgen hängen und ich mitten unter ihnen, und die Krähen hacken auf unserem faulenden Fleisch herum. Aber ich werde nicht auf die Prinzessin schießen.

Trutz würgte an seinem letzten Stück Apfelkuchlein. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Verstohlen schaute er sich um. Aber seine Reisegeossen waren nirgends zu sehen. Ich verschwinde, überlegte Trutz, ich schleiche mich aus dem Tempel und laufe in den Wald. Bald ist es dunkel, dazu der Nebel — bis sie mich gefunden haben, ist das Fest vorbei. Wezzo wird toben. Vielleicht schickt er Aino vor, damit er die Prinzessin erwürgt.

Doch Trutz blieb sitzen. Wenz und Linus standen am großen Tor und unterhielten sich mit einem Tempeldiener. Trutz widmete sich wieder seinen fettigen Fingern. Einen um den anderen leckte er sorgfältig ab. Zu Hause hätte ihn seine Mutter ermahnt, die Finger in der Wasserschale zu waschen. Aber Wasserschalen und Tischdecken hatte er schon lange hinter sich gelassen. Nur

einen Zinnbecher hatte er mitgenommen. Den suchte er nun heraus, um sich etwas von dem Getränk geben zu lassen, das eben aus großen Krügen verteilt wurde. Es war eine Art Wein, vermischt mit Früchten und Kräutern.

»Trink«, sagte eine weiche dunkle Stimme hinter ihm, »und du wirst deinen Kummer vergessen.« Eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter, Haare streiften seine Wange. Dann hockte sich ein Mädchen neben ihm auf den Boden. Ihr grüner Rock war zerlumpt, ihr Mieder mit bunten Steinen bestickt, von denen einige lose baumelten. Das schwarze Haar hing ihr in Strähnen nach vorne und bedeckte ihr Gesicht. Ihre Hände tasteten unruhig über den Stoff.

»Die Göttin verhüllt heute alles mit ihrem Schleier«, flüsterte sie weiter. »Spürst du ihre kühle Hand auf deiner Stirn?«

»Das, was du spürst«, antwortete Trutz spöttisch, »sind deine eigenen Haare.« Er wusste nicht, was er von dem Mädchen halten sollte. Einerseits war er froh, einen Menschen neben sich zu haben, andererseits war er voller Misstrauen gegen die Gaukler.

Das Mädchen lachte leise in sich hinein und schüttelte den Kopf, so dass noch mehr Haare nach vorne fielen.

»Du bist keiner der Gaukler«, sagte sie, »auch wenn du hier unter uns sitzt. Du kommst weit her, du versteckst dich nur unter uns.«

»Das kannst du doch gar nicht sehen, hinter — « er suchte nach einem passenden Ausdruck — »hinter deinem Vorhang.«

»Was ist das, ein Vorhang?«

»So etwas wie ein Schleier, den man vor die Fenster hängt.«

»Du kommst aus einem Haus, in dem es Vorhänge gibt? Oh, das muss aber ein schönes Haus sein!«

Trutz biss sich auf die Lippen. Er fühlte sich durchschaut. Mit einem einzigen Wort hatte er seine Herkunft verraten.

»Gib mir deine Hand«, fuhr sie fort, »ich will dir dein Schicksal daraus lesen.«

»Da wirst du aber doch deinen Schleier wegziehen müssen«, spottete Trutz, »sonst kannst du nichts lesen.« Das Mädchen beunruhigte ihn.

»Man muss mit dem Herzen sehen, sonst kann man nichts erkennen«, erklärte sie, schob aber doch mit beiden Händen die schwarzen Zotteln zurück. Ihre Augen irrten unruhig hin und her, und Trutz wünschte sich sofort, er hätte nicht verlangt, dass sie ihre Haare zurückschob.

»Nun, gib mir schon deine Hand«, forderte ihn das Mädchen auf.

Trutz schloss beide Hände fest um seinen Becher.

»Was wirst du schon in meiner Hand sehen, das ich nicht schon weiß!«

Dann trank er mit langsamen Schlucken seinen Becher leer. Wohlige Wärme erfüllte seinen Bauch und strahlte von dort aus. Er betrachtete wieder das Mädchen neben sich. Ihr grüner Rock war fleckig. Ein langer Riss war mit ungelinken Stichen zusammengenäht. Ein Metallplättchen hatte sich von ihrem Mieder gelöst und lag direkt vor ihr auf dem Boden. Warum hebt sie es nicht auf und steckt es ein, wunderte sich Trutz.

»Du hast recht«, fing sie wieder an, »der Schleier der Göttin möge darüber gebreitet bleiben. Heute ist ein Tag, an dem man seine Sorgen vergessen sollte.«

»Ist der Schleier der Göttin auch über dieses Goldstück von deiner Weste gebreitet, dass du es achtlos liegen lässt?« spottete Trutz. Er ärgerte sich über den spöttischen Ton, aber er konnte einfach nicht anders. Sofort begann sie mit beiden Händen den Boden vor sich abzutasten. Trutz griff schnell zu, bevor sie es erreichte, und hielt es hoch.

»Hier ist es!« rief er. »Ich hab es! Nimm es dir!« Er hatte plötzlich Lust, das Mädchen zu necken, mit ihr zu spielen und sich zu balgen. Seine Verzweiflung war verschwunden und ungekannte Fröhlichkeit an ihre Stelle getreten.

»Bitte, gib es mir«, bettelte das Mädchen und streckte hilflos die Hände aus. Ihre Augen irrten ziellos hin und her, schweiften bald über den Boden, bald über die Menschen ringsum, richteten sich aber kein einziges mal auf Trutz.

»Hol es dir doch!« Er streckte ihr die Hand entgegen, war aber bereit, sie sofort zurückzuziehen, sollte sie zugreifen. Doch das Mädchen griff nicht zu, schaute nicht einmal auf seine Hand.

»Nun, los, hol es dir endlich!« Trutz wurde ungeduldig. »Du musst es dir nehmen. Ich will es nicht behalten.«

»Du musst es mir geben, auf die Hand legen.«

»Ach komm, es ist ein Spiel, hol es dir! Es ist eine schöne Münze mit einem Gesicht darauf. Wenn du noch lange zögerst, fängt sie an, mir zu gefallen, und ich will sie gar noch behalten.«

Das Mädchen schlug die Hände vors Gesicht. Kaum vernehmbar flüsterte sie: »Ich kann nicht. Der Schleier der Göttin ist über Lucilles Augen gebreitet.« Trutz starrte sie an. »Ist das, ist das ein Spiel, das zu diesem Fest gehört?«

»Ich bin blind, du Idiot!« schrie sie heraus. Ihre Schultern zuckten. Sie begann zu schluchzen.

»Nicht weinen«, Trutz war verwirrt, »ich habe das doch nicht bemerkt. Natürlich gebe ich dir die Münze zurück. Wo soll ich sie hintun? Aber bitte, hör zu weinen auf.«

Die ganze magere Gestalt wurde vor Schluchzen geschüttelt. Sie murmelte unverständliche Worte hinter den Händen, die immer noch ihr Gesicht bedeckten. Trutz legte den Arm um sie und streichelte ihr über die Haare. So hatte er auch seine kleine Schwester immer getröstet, wenn sie Kummer hatte.

»Du bist meine liebe kleine Schwester, und ich werde dich behüten und alle Ungeheuer vor dir fern halten«, erklärte er. »Ich bin ein großer Kämpfer und mein Pfeil trifft jeden, der dir ein Leid antun will.«

»Wirklich? Das willst du? Die arme blinde Lucille schützen?« Mit dem Zipfel ihres Rockes trocknete sie sich die Tränen ab.

Sie lächelte Trutz zu. Im Hof wurden Lichter angezündet und ihr Widerschein zauberte einen Funken von Leben in ihre toten Augen.

Wenn man Trutz später nach dem Tempelfest fragte, gab er immer zur Antwort, die Erschöpfung des langen Marsches hätte zusammen mit dem leichten Fieber und den Kräutern im Wein bewirkt, dass er sofort einschlief. Linus sagte, ihm wäre es genauso gegangen. Er hätte zum ersten Mal seit einem Jahr wieder richtig geschlafen. Aino und Wezzo wollten sich ausschütten vor Lachen. Sie hätten das Fest mit vollen Zügen genossen. Da bräuchte es schon stärkere Kräuter, um sie einzuschläfern. Einmal schnappte Trutz eine Bemerkung auf über eine Frau, mit der sich Wezzo die ganze Nacht vergnügt hätte. Tatsache war, dass Trutz im zweiten Vorhof über den schnarchenden Aino gestolpert war, der unweit der Treppe an der Wand lehnte und tief schlief, und auch am Morgen, als die Sonne aufging und Trutz den inneren Teil des Tempels verließ, immer noch an der selben Stelle lag, als ob er sich nicht bewegt hätte. Wezzo wiederum war er begegnet, als zwei Tempeldiener ihn in eine Ecke schleppten, wo noch andere schliefen. Wezzo konnte kaum noch gehen, fiel auf die Erde wie ein Sack und gab keinen Ton mehr von sich. Linus war nicht unter den Schläfern. Wenz stand in der Nähe und winkte Trutz zu, bevor er wieder in der Menge untertauchte.

»Es macht nichts, dass du eingeschlafen bist«, sagte Wezzo, »die Prinzessin war gar nicht gekommen.«

»Es ist schon eine Leistung, bei diesem Trommellärm zu schlafen«, sagte Wenz.

»Ich habe fast den Verdacht, Elisabeth hat uns in die Irre geschickt«, meinte Wezzo.

»Ich traue ihr auch nicht«, nickte Aino, »womöglich hält sie doch nicht zu uns.« Er hatte einen vollen Becher in der Hand und Trutz war sich sicher, dass er kein Wasser enthielt.

»Auf Elisabeth ist Verlass«, erklärte Wenz, »mehr als auf gewisse andere Leute.«

»Warum sticht sie dann nicht selber der königlichen Göre einen Dolch zwischen die Rippen, kannst du mir das erklären? Warum braucht sie dazu uns, warum dieses Bürschchen, das noch feucht ist hinter den Ohren, ha?«

»Du weißt doch, der tödliche Pfeil und so. Außerdem, Elisabeth hat es auf den Großkönig selber abgesehen und nur auf ihn. Sie wartet bis ihre Zeit gekommen ist. Auf Elisabeth ist Verlass.«

Nun, die Göttin hatte ihren Schleier über die Mordgesellen geworfen, dachte Trutz, so würde Lucille es wohl erklären, oder vielmehr, sie hatte ihren Schritt verlangsamt. Denn die Prinzessin war im Tempel gewesen — zwei Tage lang und hatte ihn in der Nacht vor ihrer Ankunft noch verlassen. Denn am dritten Tag des Festes im Tempel zu sein, das war für eine Prinzessin nicht schicklich. Lucille hatte es Trutz erzählt und dabei gelacht und sich an Trutz geschmiegt. »Die arme Prinzessin Lisiana! Neun schwerbewaffnete Reiter begleiten sie auf Schritt und Tritt. Aber die neun sind nicht so schlimm wie die Hexe, die stets neben ihr steht und sie mit ihrer Magie beschützt.«

»Was wollte denn die Prinzessin hier im Tempel?«

»Sie hat die Göttin um Schutz angefleht. Ihr Leben ist in höchster Gefahr. Jemand hat ihr prophezeit, dass sie dieses Jahr noch sterben wird.« Trutz zuckte zusammen. »Sie hat die Berggöttin gebeten, den tödlichen Pfeil abzulenken.«

»Hoffen wir, dass die Berggöttin ihr Gebet erhört hat«, murmelte Trutz.

»Die Berggöttin erhört jedes Gebet. Deswegen muss man vorsichtig sein, was man von ihr erbittet. Es könnte in Erfüllung gehen.«

Fürs erste jedenfalls hatte die Berggöttin Lisiana aus der Schussweite gebracht. Trutz konnte für diese Nacht seine Sorgen

vergessen und trank noch einen Schluck aus seinem Becher. Dann reichte er ihn an Lucille weiter.

Die Trommeln dröhnten, und die Flöte spielte die immer gleiche Melodie. Die inneren Tempeltore öffneten sich weit, und die Menschen strömten ins Allerheiligste. Kurz darauf hob sich der Nebel. Der weiße Vollmond hing über dem Berggipfel und tauchte den Tempel in ein unirdisches Licht. Ein vielstimmiger Chor sang das Loblied der Göttin, als sie ihren Schleier weggezogen hatte. Im Taumel der allgemeinen Ekstase küsste und umarmte Trutz das blinde Mädchen in seinen Armen. Trutz versuchte die Erinnerung an die Nacht abzuschütteln. Warum hatte ihn niemand gewarnt? Warum hatte ihm nie jemand erzählt, was beim Fest der entschleierte Göttin wirklich geschah, welche Wirkung die Trommeln, der Duft der Blüten und das unverhüllte Gesicht der Göttin auf die Menschen hatten?

»Aber es muss so sein«, hatte Lucille nachher gesagt, »das ist die Kraft der Göttin.«

»Warst du schon öfter hier?«

»Voriges Jahr und das Jahr davor auch schon. Davor auch, aber da habe ich alles verschlafen, das zählt ja nicht. Und so schön wie heuer war es noch nie!« Sie schmiegte sich in seine Arme.

»Für mich ist das alles — überraschend, neu. Ich war überhaupt nicht darauf gefasst.« Er hatte Lucille so viel erklären wollen, aber sie hatte ihm den Mund zugehalten.

»Heh, Bursche, schau doch mal, ob es noch etwas zu essen gibt«, riss Ainos Stimme ihn aus seinen Träumen. Trutz erhob sich und machte sich auf den Weg in die Tempelküche. Er ergatterte ein paar altbackene Fladen, um die sich Bettler balgten. Von Lucille war nichts zu sehen. Trutz brachte das Brot seinen Genossen, nahm ein Stück für sich und machte sich auf den Weg in die inneren Höfe.

Vom Zauber der vergangenen Nacht war jetzt im hellen Tageslicht nichts zu spüren. Tempeldiener sammelten herumliegende

Kleidungsstücke auf und warfen sie auf einen Haufen. Sie begossen den Boden mit Wasser und fegten die Steinplatten. Niemand hinderte Trutz, die inneren Höfe zu betreten. Er fand die Trommeln und den großen Gong ordentlich mit Tüchern verhängt. Der Baldachin, unter dem die Priester gesessen waren, stand leer und verlassen. Vertrocknete Blüten bedeckten den Boden. Lucille war nicht mehr hier, wo er sie schlafend zurückgelassen hatte.

Trutz ging weiter. Das Tor zum Allerheiligsten stand offen. Trutz verharrte auf der Schwelle. Direkt gegenüber lag die Erdspalte mit der Quelle und davor ein Wasserbecken. Dampf stieg auf. Moos bedeckte Boden und Mauern. Farnkräuter wucherten in den Ritzen. Steine waren aus der Mauer gebrochen und auf den Boden gefallen und verschwanden allmählich unter Efeu und Farn. Trutz kam es vor, als würden ihn Gesichter aus der Wand anstarren. Aber wenn wirklich einmal so etwas wie Bildhauereien die Wände geziert hatten, dann waren sie vom Moos und Pflanzenwuchs bis zur Unkenntlichkeit überzogen.

Trutz legte die Hände vor das Gesicht. »Göttin«, stammelte er, »hilf mir. Ich habe Lucille versprochen, sie zu schützen. Wie soll ich das Versprechen halten? Ich habe genug zu tun, mich selbst zu beschützen. Schütze du Lucille. Und schütze auch die Prinzessin, schütze sie vor mir.«

Trutz lauschte. Er hörte nur das Murmeln der Quelle. Trutz tauchte die Hand in das Wasser, zog sie aber gleich wieder zurück, weil er Angst hatte, die heilige Quelle zu entehren. Er wusste nicht, was er tun sollte. Also verneigte er sich noch einmal vor der Quelle und ging dann hinaus.

Auf der Suche nach Lucille durchstreifte Trutz die verschiedenen Höfe — ohne sie zu finden. War sie schon mit den anderen Gauklern weiter gezogen? Trutz war schon auf dem Rückweg zum Lagerplatz im Vorhof, als plötzlich im großen Hof eine schrille Stimme ertönte: »Der tödliche Pfeil kommt auf uns zu.« Eine Gestalt

mit wirren schwarzen Haaren taumelte aus einer dunklen Nische, die glühenden Augen fest auf Trutz gerichtet. Kurz vor ihm stolperte sie und fiel zu Boden. Trutz war wie erstarrt. Der tödliche Pfeil! Eine Bogensehne in seinem Gehirn sirrte. Irgendwann hatte er diesen Ausdruck schon gehört. Aber er hatte keine Zeit, in seinem Gedächtnis zu forschen, denn nun erkannte er den grünen Rock und das mit Steinen und Plättchen bestickte Mieder. Schnell beugte er sich zu ihr nieder und half ihr, sich aufzusetzen. »Trutz«, flüsterte Lucille, »ich werde dich nicht verraten.«

Einen Augenblick lang schien es Trutz, als würden ihre Augen ihn klar und deutlich erkennen. Doch gleich bekamen sie wieder ihren unbestimmten Ausdruck und irrten ziellos hin und her.

»Lucille, was ist mit dir? Hast du dir weh getan?«

Lucille lehnte sich schwer gegen ihn. Sie schien völlig kraftlos zu sein. Aber ihr Atem ging heftig.

»Lucille! Ich bin's, Trutz. Du erkennst mich doch, kennst meine Stimme, nicht wahr?«

Lucille nickte schwach, ein winziges Anzeichen, dass sie ihn gehört hatte. Trutz drückte Lucille fester an sich und streichelte ihre Haare.

»Lass sie in Ruhe!« Eine alte Frau stand über ihnen und herrschte Lucille an: »Hast du ihn gesehen? Beschreib ihn mir.«

Lucilles Augen bewegten sich noch hektischer hin und her als sonst. Trutz spürte, wie sich ihr Rücken versteifte.

»Mach deine Augen zu und beschreib ihn mir«, befahl die Alte.

»Er ist, er ist nicht sehr groß. Trägt Lederkleidung. Dunkelblonde Haare bis auf die Schultern.«

Die Alte lachte höhnisch: »Was du mir hier beschreibst, ist dein Liebhaber, so wie er neben dir kniet.«

»Aber sie kann mich doch gar nicht sehen«, warf Trutz ein.

»Halt den Mund«, fauchte nun die Alte ihn an. »Dein Auftauchen hier hat meine ganzen Bemühungen zunichte gemacht.«

Lucille begann zu weinen.

»Es ist einfach schon zu spät dazu. Heute Nacht hätte ich die Göttin befragen sollen.« Die Frau packte Lucille am Arm und riss sie hoch. »Los, wir gehen. Die anderen warten schon.«

»Trutz, komm mit! Lass mich nicht allein«, bettelte Lucille. Die Alte funkelte ihn an: »Mitkommen? Der? Wozu?«

»Bitte, Trutz, bleib bei mir. Ich brauche dich.« Trutz fiel ein, dass er schon gestern Abend hatte weglaufen wollen. Nun ergab sich eine Gelegenheit. Die Göttin hatte sein Gebet erhört.

»Ich komme mit«, erklärte er, »Ich hole nur meine Sachen.«

Die Alte zerrte Lucille weg. »Draußen vor dem Tor! Mach schnell!«

Und Trutz machte schnell. Die Göttin unterstützte weiterhin sein Vorhaben: Wezzo, Aino und Wenz waren nicht zu sehen. Linus war allein am Platz und schlief tief und fest. Trutz stopfte noch schnell das restliche Brot in seinen Rucksack, schnappte seinen Bogen und den Köcher und rannte zum Ausgang. Ein Dutzend Gaukler setzte sich gerade in Marsch, unter ihnen Lucille, die als einzige auf einem kleinen Esel ritt.

»Kann ich mit Euch mitkommen?« fragte er atemlos den großen Mann mit dem Federhut, denn der schien der Anführer zu sein.

»Wenn du den gleichen Weg hast — von mir aus. Aber wir ziehen nicht ins Tiefland hinunter. Wir bleiben hier oben, gehen vielleicht noch ein Stück ins Parsomme-Gebirge hinein bis zur alten Salzstadt.«

»Es ist gut so«, antwortete Trutz aufatmend. Er schaute sich um, ob ihn die Alte wieder mit bösen Blicken bedachte, aber sie beachtete ihn gar nicht. Lucille saß hilflos auf ihrem Esel und schaute nicht her. Freut sie sich denn gar nicht, wunderte sich Trutz. Dann fiel ihm ein, dass sie ihn ja nicht sehen konnte.

Am Ausgang des Tempels wandten sie sich sofort nach Norden, vorbei an den dampfenden Badebecken — Trutz glaubte, Aino im Wasser zu erkennen — und dann verschwand der schmale Weg auch schon im Wald. Trutz war diese Richtung nur recht.

Die Jäger würden ihn sicher talabwärts suchen, würden ihn in Richtung Heimat verfolgen. Auf den Gedanken, dass er gar nicht nach Hause gehen würde, kamen sie wohl nicht so schnell.

Die Nacht verbrachten sie in einer halb verfallenen Scheune am Rande eines ärmlichen Bergdorfes. Einer der Jongleure führte seine Kunststücke vor, um die Dörfler zu erfreuen, die sich am Scheunentor drängten. Ein blasses junges Mädchen kletterte an einem Seil hoch, das um einen Dachbalken geschlungen war und unten von einem drahtigen Burschen gehalten wurde. Graziös beugte sie sich seitwärts und warf den Zuschauern Kuschhändchen zu. Der Bursche versetzte das Seil in Drehung, erst langsam, dann immer schneller. Das Mädchen hatte das Seil um ein Bein geschlungen und ihr Oberkörper ragte waagrecht in die Luft, während sie sich immer schneller drehte. Trutz war fast genauso aufgeregt wie die Zuschauer. Schon immer hatte er die Vorstellungen der fahrenden Gaukler geliebt — und nun saß er mitten unter ihnen. »Habt ihr auch einen Messerwerfer?« fragte er den Burschen, der neben ihm saß.

»Nein, haben wir nicht. Aber was ist mit dir? Du hast Pfeil und Bogen. Wie gut triffst du? Könntest du das nicht mit deinen Pfeilen machen?«

»Ich treffe immer — das Mädchen«, erklärte Trutz. Der Bursche lachte wie über einen gut gelungenen Scherz. »Wir könnten es ja mal versuchen,« schlug er vor, »vielleicht mit der alten Trud.«

»Ich sage doch, ich schieße nie daneben. Ich treffe die alte Trud schon mit dem ersten Schuss tödlich.«

»Ach, um die weint niemand! Schon gar nicht die kleine Lucille — jetzt, wo sie dich hat.«

Trutz lachte. Er lachte frei und sorglos. Die Jäger und die Jagd — das war weit weg.

»Sag doch«, fing der Bursche wieder an, »könntest du die auf dem Seil treffen?« Das Seil drehte sich mit ziemlicher Geschwin-

digkeit. Das Mädchen hatte beide Hände vom Seil genommen und sich weit nach hinten gebeugt. Nur noch ihr Bein war um das Seil geschlungen. Ihr Glitzertrikot spannte über der mageren Brust. Ja, er könnte ihr einen Pfeil mitten ins Herz schicken.

»Würdest du sie treffen? Mitten in die Brust? Oder vielmehr links davon, direkt ins Herz?«

Es brauste und dröhnte in seinem Kopf. Trutz hatte das Gefühl, selbst am Seil zu hängen und herumgeschleudert zu werden, schneller, schneller.

»Nein«, antwortete Trutz, »ich würde bestimmt daneben schießen. Bis der Pfeil bei ihr ankommt, ist sie ja schon ein Stück weg.« Die Ausrede war schwach. Natürlich bedachte ein guter Schütze, wenn er auf ein Ziel schoss, dass es sich bewegte. Der Bursche schlug ihm auf die Schulter und grinste: »Jaja, auf stillstehende Ziele zu treffen ist schon einfacher.«

Trutz stimmte in sein Lachen mit ein. Aber irgendwie war ihm nicht wohl in seiner Haut. Eigentlich hätte er jetzt aufstehen sollen und weggehen. Stattdessen nahm er den Faden noch einmal auf.

»Selbst der beste Schütze schießt manchmal daneben. Es ist überhaupt keine Schande, wenn so einer wie ich ab und zu daneben schießt.« Der Bursche nickte und schaute weiter zu der Seilturnerin. Das Seil drehte sich etwas langsamer. Sie hing nun mit dem Kopf nach unten und umfasste das Seil mit beiden Händen. Dabei spreizte sie das freie Bein weit ab.

Dann löste sie langsam das andere aus seiner Umschlingung, das Seil tat einen Schlag — und sie hing wieder aufrecht. Die Dörfler klatschten. Langsam glitt sie am Seil herab, knickte und verbeugte sich. Plötzlich gaben ihr die Beine nach, und sie sank zu Boden. Der Seilbursche packte sie unter den Schultern und schleppte sie zu Trutz und seinem Genossen. Das Mädchen war leichenblass und die Haare klebten nass vom Schweiß an ihrer Stirn.

»Du warst großartig«, lobte der Bursche sie. »Diesen Salto rückwärts hast du dich noch nie getraut — aber den musst du jetzt immer machen.«

Sie presste die Hände auf die Brust.

»Auf einmal«, stammelte sie, »auf einmal gab es einen Stich hier drinnen, als ob ich von einem Pfeil getroffen worden wäre. Da habe ich das Seil losgelassen. Ich wäre abgestürzt, aber meine Hände ergriffen das Seil wie von selbst.«

Trutz drehte sich weg. Seine Hände zitterten. Spürte das Opfer, wenn er zielte? Nicht dran denken — er schaute weiter der Vorführung zu.

Nun war der Esel an der Reihe. Er trabte im Kreis herum, während ein Clown mit roter Knollennase immer wieder vergebens versuchte, auf seinen Rücken zu springen. Alle lachten — bis auf die erschöpfte Seilkletterin und Trutz. Sie zog eine Decke um ihre Schultern und lächelte Trutz schüchtern an: »Weißt du, wir haben alle Angst. Es soll irgendwo im großen Reich einen Mann geben, dessen Pfeil das Ziel immer trifft. Dieser Mann wird die Prinzessin erschießen, wenn sich nicht ein anderer für sie opfert. Die blinde Wahrsagerin hat gesagt, es wird einer von uns sein. Aber ich will nicht sterben. Ich will leben! Soll er doch die Prinzessin erschießen. Ich will nicht mit einem Pfeil in der Brust am Boden liegen und mein Leben mit meinem Blut verströmen. Ich will noch viele Jahre durchs Land ziehen.«

»Hast du nicht die Berggöttin darum gebeten, dich zu verschonen?« fragte Trutz mit belegter Stimme. Seine Hände zitterten noch stärker, und er hoffte nur, dass es niemand bemerkte.

»Doch, das habe ich. Und sie wird mir meinen Wunsch erfüllen, denn sie erfüllt jeden Wunsch.«

»Die Prinzessin wird sie auch gebeten haben, dass der tödliche Pfeil sie nicht trifft. Vielleicht erfüllt sie ihr ja den Wunsch auch.«

Da war es wieder, dieses Wort, der tödliche Pfeil. Wo hatte er es schon gehört? Lichter tanzten durch die Dunkelheit, formten sich zu einer langen Kette, die durch die Nacht zog.

»Man muss aufpassen, was man von der Göttin erbittet. Sie erfüllt dir jeden Wunsch. Sie ist großherzig. Aber was du dir dabei einhandelst, merkst du oft erst hinterher.« Das war eine traurige Stimme. Sie gehörte einem graubärtigen Mann im Umhang eines Magiers. Er stand da, die Hände in den weiten Ärmeln verborgen und schaute dem Clown zu, der eben einen Handstandüberschlag über den Eselrücken mit drei Purzelbäumen abschloss.

Sein Gesicht war von Runzeln durchzogen. Er wirkte müde und traurig. Das Mädchen stand auf und drückte ihm einen Kuss auf die Wange.

»Hast du dir gewünscht, dass du für die Prinzessin sterben darfst?«

»Nein«, sagte er, »ich habe sie darum gebeten, dass ich weit weg bin, wenn es passiert.«

»Dann musst du uns verlassen, denn wir sind immer schon zur Stelle, wenn die Prinzessin kommt. Ich möchte wetten, sie überlegt sich gerade, dass sie in die alte Salzstadt reiten könnte.«

Trutz hielt es nicht mehr aus. Er glaubte, sein Kopf müsse zerspringen, wenn er noch lange zuhörte.

»Warum reitet sie denn dauernd herum?« fragte er. »Überhaupt, wenn die Prinzessin meine Tochter wäre, würde ich sie auf einer Insel im See in einen Turm einsperren und nicht durch die Gegend ziehen lassen. So fordert sie ihr Schicksal ja geradezu heraus. Da braucht es keine Prophezeiungen und keine Berggöttinnen — irgend ein paar Verrückte, die mit dem Großkönig nicht zufrieden sind, werden schon versuchen, sie umzubringen.«

»Du bist aus dem Tiefland, das merkt man«, erklärte der Magier. »Ihr glaubt an so etwas nicht. Ihr ackert und erntet und schuftet Tag und Nacht — aber die Geheimnisse des Nebels, der aus dem Schoß der Berggöttin wallt, werdet ihr nie begreifen.«

Der Clown hatte es endlich geschafft und saß auf dem Esel, mit dem Gesicht nach hinten zwar, aber er ritt triumphierend noch eine Runde bevor er aus der Manege trabte.

»Übrigens, du solltest hinauf ins Gebirge. Dort gibt es einen grünen See. Dort solltest du hingehen und in das Wasser schauen.« Bevor Trutz fragen konnte, warum er dorthin gehen sollte, humpelte der Magier in die Mitte. Er hinkte stark, und das Publikum lachte fast noch mehr über ihn, als über den Clown.

Trutz war gefesselt von seiner Vorstellung: Tauben flatterten durch die Scheune, Karnickel hoppelten den Leuten zwischen den Beinen, Blumensträuße erblühten aus seinen Händen, silberne Fontänen rauschten auf — doch der Beifall war schwach. Ein spöttisches Lächeln spielte um die Lippen der Zuschauer.

»Die Leute denken«, flüsterte ihm das Mädchen ins Ohr, »das wären alles nur Tricks. Niemand glaubt ihm, dass er ein echter Magier ist.«

Ein Donnerschlag hallte durch die Scheune, und alle Lichter gingen aus. Als die Flämmchen der Öllampen wieder aufflackernten, war der Magier verschwunden. Die Flammen färbten sich blau und grün und violett, während der Zauberer langsam wieder erschien, durchsichtig erst wie ein Hauch, dann stärker, und schließlich verneigte er sich vor dem Publikum, das müde klatschte.

»Es war fantastisch«, strahlte Trutz den Magier an. »Du müsstest doch mal ins Tiefland ziehen. Die Leute dort sind mit Beifall großzügiger.«

»Da hast du recht«, antwortete der, »besonders großzügig sind sie aber auch mit Aufhängen und Verbrennen. Darum bleib ich schon lieber hier.«

Die Vorstellung war zu Ende. Die Leute aus dem Dorf gingen in ihre Häuser zurück, während die Gaukler die Geschenke der Dörfler, Äpfel und Brot, an alle verteilten. In einer großen Pfanne über dem Feuer wurden Eier mit Speck gebraten. Lucille saß

neben Trutz. Sie aßen gemeinsam aus Lucilles Holznapf und tranken aus Trutz' Becher. Trutz steckte ihr Brotstücke in den Mund und küsste sie dabei verstohlen auf die Wange.

Lucille lachte, ein leises Lachen, das klingelte wie die Münzen an ihrem Kleid. Aber ihre Augen irrten ständig unruhig hin und her, hierhin und dorthin, als ob sie etwas suchte. Trutz konnte das nicht ertragen, vor allem, wenn der Blick über ihn strich, ohne ihn zu erfassen. Die Gaukler um ihn herum lachten und scherzten.

»Erzähl mir was«, bat er Lucille.

»Erzähl du mir was«, gab sie zurück, »erzähl mir, was dir heute am besten gefallen hat.«

»Das war der Magier«, lachte Trutz. »Ich fand es so herrlich, wie die Karnickel den Leuten zwischen den Beinen hoppelten.«

»Und seine Blumen? Waren seine Blumen schön?« fragte Lucille.

»Ja, sehr schön, aber noch besser haben mir die silbernen Springbrunnen gefallen.«

»Die sind auch schön, aber mir gefallen seine Blumen am besten.«

Trutz stutzte. »Lucille«, sagte er zögernd, »hast du denn das schon gesehen, ich meine richtig gesehen, nicht nur aus Erzählungen?«

»Klar, früher konnte ich sehen, genau wie du.«

Schweigen senkte sich herab. Lucille hat früher gesehen, dachte Trutz. Sie ist also nicht schon immer blind. Woher kommt das? Und seit wann? Darf ich sie fragen? Nein, lieber nicht. Wir wollen lustig sein.

»Ich finde es nur schade, dass die Leute nicht mehr Beifall klatschen«, plauderte Trutz weiter. »Mir hat seine Vorstellung am besten von allen gefallen, vor allem, als er am Schluss verschwunden ist und dann langsam wieder sichtbar wurde.«

»Ja«, sagte Lucille, »das ist wirklich großartig.«

»Ich bin so glücklich«, fuhr Trutz fort, »dass ich mit euch ziehen kann. Schon als Kind habe ich mir das gewünscht, mit den Gauklern durch das Land zu ziehen und bei jeder Vorstellung dabei zu sein.« Lucille nickte nur. »Weißt du, ich wollte immer schon wissen, ob eine Vorstellung wie die andere ist. Das werde ich ja nun sehen. Aber am meisten freut es mich, dass ich jeden Tag bei dir sein kann.«

»Ja«, sagte Lucille.

»Ich denke, morgen werde ich neben deinem Esel her gehen. Und wenn ich eine schöne Blume sehe, dann pflücke ich sie für dich.«

Trutz fühlte sich so froh wie schon lange nicht mehr. Doch sein Glück währte nicht lange: Dumpfe Schläge dröhnten an das Scheunentor. Als sie es öffneten, drängten Wezzo und Aino herein, gefolgt von Wenz und Linus. Der Anführer der Gaukler trat ihnen entgegen.

Sie wollten ihren Ausreißer zurückholen, erklärten sie mit finsterer Miene und deuteten über die Köpfe der Sitzenden hinweg auf Trutz. Aino zog sein Messer, aber Wenz hielt ihn am Arm fest.

»Was hast du dir denn dabei gedacht«, meckerte Linus, »das Bürschchen einfach mitzunehmen? Hast du gemeint, der kann Seiltanzen und Rad schlagen? Und wenn nicht, bringst du es ihm schon bei?«

»Nach dem Fest der Berggöttin sucht so mancher Anschluss für den Weg nach Hause«, meinte der Gaukler mit unbeweglicher Miene. »So lange er sich anständig aufführt und zulangt, wenn etwas zu tun ist, nehme ich einen mit. Auch ihr könnt hier über Nacht bleiben, wenn ihr Frieden haltet. Dort drüben ist noch Platz.«

Wenz und Linus zerrten Trutz vom Feuer weg in eine Ecke der Scheune.

»Wenn du das noch einmal machst«, knurrte ihn Aino mit finsterer Miene an, »brech ich dir alle Knochen und werf dich in einen Ameisenhaufen.«

»Prügel«, brummte Wezzo, »eine Tracht Prügel verdienst du dafür; grün und blau gehörst du geschlagen.«

Trutz schlang die Arme um die Knie und verbarg sein Gesicht. Tränen stiegen ihm in die Augen, nicht aus Angst vor der Strafe, sondern aus purer Verzweiflung, weil sie ihn gefunden und eingeholt hatten.

»Sein Vater hat ihn uns anvertraut«, erklärte Wenz dem Führer der Gaukler, der besorgt auf die beiden grobschlächtigen Männer und das Häufchen Elend am Boden zwischen ihnen schaute. »Wir sollen einen ordentlichen Kerl aus ihm machen, ihm beibringen, sich durchzuschlagen. Er ist etwas zu zart geraten.«

»Vor allem würde ich ihm ordentlich zu essen geben«, meinte der Gaukler. »Ich möchte wetten, dass der dicke Kerl da ihm nicht viel übrig lässt. Der Hunger hat ihn zu uns getrieben. Er hat nicht für zwei, nein für drei gegessen.«

Linus lachte schallend. »Schläge und Fasten, das ist unsere Erziehungsmethode. Ein guter hält es aus, um einen schlechten ist es nicht schade.«

»Nur wegen dem Jungen habe ich Euch angeboten, hier zu übernachten. Und ich bleibe dabei, auch wenn ich euch lieber gehen sähe.«

In diesem Moment zerschnitt ein schriller Schrei die Luft. Trutz hob den Kopf und sah, wie Lucille mit wirrem Haar auf das Feuer zu taumelte. Blitzschnell sprangen zwei Gaukler auf und packten sie. Aber sie waren kaum in der Lage, sie zurückzuhalten, so heftig wehrte sie sich. Dazu stieß sie eine Folge schriller Töne aus, dass Trutz eine Gänsehaut überlief.

»Hängen, Galgen«, war schließlich zu verstehen, »Galgen im Moor, Zähne, spitze Zähne, Schnäbel, blutrote Schnäbel, reißen, zerren.«

»Ist die wahnsinnig?« fragte Aino.

»Nein«, sagte der Gaukler, »sie ist eine Seherin. Was sie in diesem Zustand sieht, tritt immer ein. Offensichtlich erwartet dich kein erfreuliches Ende.«

Wenz war blass geworden. Er hockte sich zu Trutz und legte ihm die Hand auf die Schulter. Trutz erwartete, dass er nun etwas sagte, aber Wenz brachte kein Wort über die Lippen.

Lucille wehrte sich noch immer nach Leibeskräften. Ihre Stimme hatte eine Höhe und Intensität erreicht, die kaum noch auszuhalten waren. Aber ihre Worte waren unverständlich. Trutz' Blick fiel auf die Alte, die ganz in der Nähe stand. Sie hielt den Kopf geneigt, als ob sie angestrengt lauschte. Dann schüttelte sie den Kopf und zuckte mit den Schultern. Langsam ging sie auf Lucille zu und versetzte ihr zwei schallende Ohrfeigen. Schlagartig erstarb der Schrei. Lucille hing schlaff zwischen den beiden Burschen und wimmerte nur noch leise. Ihre Hände ballte sie zu Fäusten und drückte sie vor die Augen.

»Du brauchst uns gar nicht zu tadeln wegen des Jungen«, sagte Linus. »Was ihr mit dem Mädchen macht, ist eine noch größere Schande.« Aber der Gaukler wandte ihm den Rücken zu und ging weg, als ob er nichts gehört hätte.

Trutz schaute Linus verständnislos an: »Warum sagst du das? Was sollen sie mit dem Mädchen gemacht haben?«

»Sie geben ihr Aspridit. Es öffnet Verbindungen im Gehirn, ohne die der Blick in die Zukunft nicht möglich ist. Leider zerstört Aspridit das Gehirn dabei, langsam aber sicher. Zuerst wird der Mensch blind. Später verliert er den Verstand. Ich glaube nicht, dass man dieses Mädchen gefragt hat, ob es Aspridit nehmen will. Sie haben eine Wahrsagerin gebraucht, um viel Geld zu verdienen.«

»Wahrscheinlich nimmt sie viel zu hohe Dosen«, erklärte Wenz.

»Ha«, lachte plötzlich Aino auf, »den Galgen im Moor, den gibt es doch gar nicht. Das ist ein Märchen, mit dem man kleine

Kinder erschreckt! Eure angebliche Seherin ist nur eine Schwindlerin! Vor dem Galgen im Moor habe ich keine Angst. Ich bin doch kein kleiner Junge mehr, den man damit schreckt, wenn er etwas angestellt hat.«

»Halt's Maul«, Wezzo stieß ihn in die Seite, »oder willst du draußen im Wald übernachten? Sie haben hier ein schönes Feuer.«

»Und wer bewacht den Jungen?«

So verbrachte Trutz die Nacht nicht, wie er es sich erhofft hatte, mit Lucille in den Armen, sondern zwischen dem schnarchenden Wezzo und dem sich endlos hin und her wälzenden Linus.

Trutz war hellwach. Das Rascheln und Flüstern der Menschen in der Scheune war so laut, dass er schließlich aufstand und hinausging. Der Mond war immer noch fast voll und schien hell genug, dass Trutz den Weg deutlich vor sich sehen konnte. Lange Bärte von Flechten hingen von den Bäumen. Trutz kletterte über umgestürzte Baumstämme, die unter Kolonien von bleichgelben Pilzen dahinmoderten. Er bog Farnwedel zur Seite, die höher waren als er selber. Auf einmal stand er vor einer hohen Mauer, auch sie mit dichtem Moos überzogen. Trutz fühlte mit den Fingern die Reliefs, die schon nicht mehr sichtbar waren: Eine lange Reihe von Königen und Königinnen, einer hinter dem andern auf dem Weg zu einem Scheiterhaufen. Trutz ging an der Mauer entlang bis zu ihrem Ende. Nein, sie war nicht zu Ende. Hier war eine Ecke, gekrönt von einer Lampe aus Stein, in der Farnkraut wucherte. Dann sah er die Säulen des Tempeltores. Ein Eisengitter versperrte den Eingang. Trutz presste sein Gesicht dagegen, um in den Hof schauen zu können. In der Mitte des Hofes stand ein Stuhl aus grauem Stein, ein Hochsitz, zu dem Treppen hinauf führten, ein Thron der Göttin. Ansonsten war der Hof leer. Auch in den Ecken konnte Trutz nichts erspähen, so sehr er sich auch anstrebte. Er sah auch kein Tor zu weiteren Höfen.

»Was willst du wissen?« fragte eine weiche Stimme. Trutz hob die Augen zum Thron. Dort oben saß Lucille. Ihr grüner Rock lag wie Moos über dem grauen Stein. Die Steine auf ihrem Mieder blinkten wie Sterne. Ihre schwarzen Haare fielen über das Gesicht und die weißen Arme, die auf den Lehnen des Thrones lagen, und ringelten sich schlangengleich bis auf den Boden.

»Wie ist das«, stammelte Trutz, »diese Prophezeiung — muss ich den tödlichen Pfeil abschießen?«

Lucille lachte. »Du musst dich entscheiden, was du sein willst: der Pfeil, der abgeschossen wird und das vorbestimmte Ziel trifft — oder der Bogen, der dem Pfeil die Kraft gibt zum Flug — oder der Schütze, der das Ziel ins Auge fasst und den Pfeil lenkt.«

Der Mond verschwand hinter einer Wolke.

»Natürlich bin ich der Schütze — ein scharfes Auge, eine sichere Hand.«

»Siehst du! Nicht der tödliche Pfeil, nicht der kraftvolle Bogen ...«

»Aber was ist dann mit dieser Prophezeiung?«

»Glaub an sie oder glaub nicht an sie — oder dringe zu ihrem Kern vor.«

»Lucille, kannst du nicht einfach sagen, was ich tun soll?«

Die Bäume neigten sich wie dunkle Schatten über die Mauern, reckten ihre Äste gegen den Himmel, um das Licht der Sterne zu ersticken.

»Geh ins Gebirge hinauf zum grünen See! Dort findest du, was du suchst.« Ihre Stimme schien von weit her zu kommen, und ihre Gestalt auf dem Thron begann zu verblassen. Trutz rüttelte an den Gitterstäben. Sie lösten sich in seinen Händen auf. Auch die Mauer und die Bodenplatten wurden durchsichtig. Einen Moment schwebte der Tempel noch vor ihm, dann war nur noch Leere da, schwarzer Abgrund, ein riesiges Loch, in das er hineinstürzte.

»Junge, Junge, du bist vielleicht ein unruhiger Schläfer«, brummte Linus. »Immer wenn ich dachte, jetzt könnte ich einschlafen, hast du wieder um dich getreten.«

Am Morgen verabschiedete sich Trutz von Lucille.

»Wenn ich meine Aufgabe erledigt habe, komme ich zu dir zurück.«

Lucille drückte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: »Wir werden uns wiedersehen. Ich weiß es, Trutz. Und ich habe solche Angst.« Ihre Arme umklammerten ihn und Trutz spürte, wie sie zitterte.

»Du hast wieder das Zeug genommen, das Gift«, sagte Trutz ruhig. »Nimm nicht so viel davon. Es macht dich kaputt. Und es bringt überhaupt nichts.«

»Wenn du es einmal genommen hast, nimmst du es immer wieder.«

»Nimm so wenig wie möglich, wenn es schon sein muss. Du ruinierst dich damit.«

»Der Körper, ja, der wird ruiniert. Das ist der Preis.«

»Der Preis wofür, Lucille?«

»Das verstehst du nicht, Trutz. Der Eingang in diesen Tempel ist dir versperrt.«

»Was sagst du da?«

»Du bist der Schütze mit dem scharfen Auge und der ruhigen Hand — aber die Göttin will nicht, dass du ihren Tempel betrittst. Wenn du es dennoch wagst, schickt sie ihre silberne Schlange — gib acht, dass du die Schlange siehst, bevor sie zubeißt.«

»Ihr habt mir gestern Aspridit gegeben, du und deine, deine ... Worin war es?«

»Im Wein, den wir zusammen getrunken haben.«

»Seid ihr überhaupt eine Gauklertruppe? Oder was seid ihr?«

Lucille lachte. Sie drückte ihm einen Kuss auf die Wange, presste ihren Körper gegen seinen und wisperte: »Deine Freunde

werden dafür büßen, dass sie dich letzte Nacht von mir fern gehalten haben!«

Wenz kam dazu, packte Trutz am Arm und zog ihn fort.



Die königliche Familie, darunter König Hattos Tochter und sein Enkel, der ihm auf dem Thron folgen sollte, suchte Zuflucht in Salzstadt, da diese auf Grund ihrer Lage im Gebirge als uneinnehmbar galt. Fünfeinhalb lange Jahre hielt die königliche Familie mit ihren Anhängern in Salzstadt aus. Hungersnot herrschte, da auf den steilen Hängen nur wenig angebaut werden kann. Auf dem Pass standen die Söldner Liaszars. Der Salzhandel war eingestellt. Das Volk von Salzstadt murrte, denn es war Entbehrungen nicht gewöhnt. Schließlich flohen sie, hinauf ins Gebirge, und die Bürger öffneten die Stadt für Liaszar.



Sie zogen weiter. Trutz war froh, die Ereignisse der letzten Tage hinter sich zu lassen: die blinde Lucille mit ihren rätselhaften Sprüchen, die Gauklertruppe, die einem Fremden Gift einflößte, die Akrobaten, den Magier, die Berggöttin, die ihm den Zutritt zu ihrem Tempel verwehrte ...

Gegen Abend schoss Trutz ein Reh. Sie weideten es aus und häuteten es. Aus alter Gewohnheit löste Trutz die Sehnen von den Läufen, um Ersatzsehnen für seinen Bogen zu haben.

Aino konnte es kaum erwarten, dass das Fleisch durchgebraten war. Er verspeiste seine Keule noch halb roh. Dabei war das Fleisch hart und fasrig, weil es zu frisch war. Aino aß und aß. Trutz wunderte sich über die Menge, gab ihm sogar noch von seinem Teil ab,

weil es ihm nicht schmeckte. Nachher hatte Aino Magenschmerzen. Er klagte, dass er Wein oder Schnaps zur Verdauung bräuchte. Unter Jammern und Stöhnen wälzte er sich am Boden. Schließlich musste er sich übergeben. Nun wurde Wenz wütend, weil Aino zum Kotzen ruhig hinter die Büsche hätte gehen können. So hatten sie den Gestank des Erbrochenen am Lagerplatz. Aino, dessen Beschwerden mit der Entleerung des Magens verschwunden waren, ging auf Wenz los, und nur das entschiedene Dazwischentreten von Wezzo und Linus konnte ihn davon abhalten, Wenz das Messer in den Leib zu stoßen. Linus hatte mit einer Schnelligkeit, die Trutz überraschte, Aino die Luft abgedrückt, so dass er bewusstlos zusammensackte. Wezzo gelang es dann, als er wieder zu sich gekommen war, den aufgebrachten Aino zu beruhigen. Linus und Wenz suchten sich einen Schlafplatz weitab. Aino ließ sich noch das restliche Fleisch schmecken. Wezzo blieb bei ihm und redete ihm weiterhin begütigend zu, bis sie sich schließlich ausstreckten und bald darauf eingeschlafen waren.

Nun saß Trutz ganz allein am heruntergebrannten Feuer. Er stocherte etwas in der Glut. Funken stoben auf und regneten auf ihn herab. Ein dicker knorriger Stumpen war erst halb verkohlt, und Trutz schob so lange hin und her, bis er wieder Feuer fing. Es knisterte und knackte.

Flammen schlugen auf und sanken wieder in sich zusammen. Blaue Flämmchen zuckten über das schwarze Holz, feiner Rauch kräuselte sich. Und dann war das Bild da, klar und deutlich: ihr Bild, das Bild von Prinzessin Lisiana. Mit einer Hand strich sie die blonden Haare zurück. »Du«, sagte sie, »wieder du. Immer sehe ich dich in meinem Spiegel. Was hat das zu bedeuten?« Trutz war zu überrascht, um schnell eine Antwort zu finden.

»Wo warst du die letzten Tage?« fuhr sie fort. »Da blieb der Spiegel trüb. Wo hattest du dich versteckt?«

»Erst war ich im Bergtempel beim großen Fest und die Nacht darauf war ich ...«

»Du warst im Bergtempel?« unterbrach sie ihn. »Warum hab ich dich dort nicht gesehen?«

»Ich bin erst am dritten Abend hingekommen.«

»Und ich bin in der Nacht davor weggeritten. So haben wir uns verfehlt.«

»Aber ich habe dich gesehen. Ich stand am Straßenrand und du bist an mir vorbeigeritten. Dein Pferd ist gestiegen. Die Kapuze ist dir dabei vom Kopf gerutscht.«

»Da muss ich meine Perle verloren haben. Weißt du, wo das war? Ich muss meine Perle wieder haben. Ich habe solche Angst, seit ich sie nicht mehr habe.«

Aino grunzte im Schlaf und wälzte sich hin und her.

»Die Perle«, begann Trutz, aber dann machte er eine Pause und schaute zu Aino hinüber. Der würde ihn auslachen, wenn er merkte, dass Trutz am Feuer Selbstgespräche führte. Aino stöhnte, schlief aber weiter.

»Solange ich die Perle hatte, konnte mich der tödliche Pfeil nicht treffen. Aber jetzt fürchte ich um mein Leben.«

»Glaubst du denn an diese komische Prophezeiung? Das hätte ich nicht von dir gedacht.«

»Erst haben wir auch darüber gelacht. Aber zwei meiner Brüder sind schon ermordet worden. Die nächste bin ich. Deswegen hat mir mein Vater die Perle gegeben.«

»Die kann dich kaum vor einem Pfeil schützen.«

»Doch, das kann sie. Diese Perle trägt immer der Anführer der Reiter. Das ist so schon seit — ach, ich weiß nicht wie lange. Jedenfalls hat Atliar, mein Urgroßvater ...«

Aino erhob sich mühsam und verschwand in der Dunkelheit. Trutz hörte ihn würgen. Als er seine Aufmerksamkeit wieder zum Feuer wandte, war das Bild verschwunden. Nach einiger Zeit kam Aino zurück. Sein Gesicht leuchtete bleich in der Dunkelheit. Trutz tat, als ob er schlief, bis Aino wieder unter seinen Mantel gekrochen war. Dann schürte Trutz von Neuem

das Feuer. Aber so sehr er auch schürte und kratzte und hin und her schob, bis dicker Qualm aufstieg — das Bild der Prinzessin tauchte nicht mehr auf.

Sie trafen Elisabeth im Mühlental. Trutz war gespannt auf diese geheimnisvolle Frau, die irgendwo im Hintergrund die Fäden zog. Aber vorerst bekam er von ihr nichts zu sehen. Aino und Wezzo verschwanden in der alten Mühle, Linus und Wenz setzten sich in die Sonne, und Trutz begann, die Umgebung der Mühle zu erforschen.

Die Achse des großen Mühlrades war zerbrochen, und das Rad lehnte schief an der Wand der Hütte. Die Wasserrinne ragte altersbraun in den hellen Nachmittags Himmel. Der Bach hatte sich ein neues Bett neben dem Mühlenkanal gesucht und plätscherte zwischen Steinen und Grasbüscheln den Hang hinunter. Weiden und Erlenschösslinge drängten sich zwischen den Schaufeln des Wasserrades zum Licht.

Von Elisabeth hatte Trutz nicht mehr gesehen, als eine Hand mit einem silbernen Armreif, als sie die Tür öffnete, und ihr schwarzes Pferd, das am großen Ahorn angebunden war und die Zähne zeigte und stieg, sobald sich Trutz ihm näherte. So ähnlich musste die Reiterin wohl auch sein, groß und schwarz und mit kräftigen Zähnen, die nach Wezzo und Aino schnappten.

Linus schlief auf der Sonnenseite an die Holzwand gelehnt. Wenz saß neben ihm, kaute auf einem Grashalm und schaute den Wolken nach. Trutz stieg im Bach herum, wälzte Steine zur Seite, damit das Wasser freie Bahn hatte, und staute es an anderer Stelle zu einem kleinen Teich auf. Sie waren die letzten zwei Tage nur langsam vorangezogen. Aino und Wezzo waren schweigsamer denn je. Ab und zu ließ einer eine Bemerkung über Elisabeth fallen, aber auch die wurden seltener, als sie sich

dem Ort des Treffens näherten. Trutz grinste bei dem Gedanken, dass Wezzo und Aino Angst vor Elisabeth haben könnten. Silberner Sand quoll zwischen seinen Zehen hervor. Trutz fischte einige der glitzernden Steine aus dem Wasser. Aber kaum hatte er sie trocken gerieben, waren sie matt und langweilig. Trutz kletterte über die Steinmauer in die Radgrube. Er strich mit der Hand über das raue Holz der Schaufeln. Nun war er so nahe am Mahlhaus, dass er die Stimmen verstehen konnte.

»Ich will Freiheit für mein Volk«, hörte er Wezzo sagen. »Was schert mich deine persönliche Rache, die du am Großkönig zu nehmen gedenkst. Das Mädchen ist mir doch egal. Ist erst der Vater beseitigt, kann sie betteln gehen oder sonst was.«

»Du kennst die alte Prophezeiung genau so gut wie ich. Wenn der tödliche Pfeil ...«

»Ach, du mit deinem tödlichen Pfeil«, lachte Wezzo. »Der ist am Abend vom Laufen so müde, dass er keine Bogensehne mehr spannt. Ein kleiner Junge ist das, wenn er auch ein scharfes Auge hat.«

Da war es wieder: »Wenn der tödliche Pfeil ...« und Trutz ergänzte plötzlich: »... auf das Herz der Schönen zielt, ...« Ja, er hatte den Vers schon einmal gehört. Wieder tauchte vor seinem inneren Auge die Prozession der Lichter auf, die sich durch die Nacht wand. Trutz saß auf einem Pferd — oder war es ein Pony? — geborgen in der Wärme des Umhangs seiner Mutter. Ein Mann führte das Pferd, und die Fackel in seiner Hand knisterte und sprühte Funken.

»Wenn der tödliche Pfeil auf das Herz der Schönen zielt, zittert die Hand nicht, die den Bogen spannt, aber es bebt ...« Trutz versuchte sich zu erinnern, aber ihm wollte und wollte nicht einfallen, wie der Vers weiterging. »Ja, so ist unser Vertrag«, Elisabeths Stimme war scharf und schneidend, »bisher seid ihr diejenigen, die ihn nicht einhalten. Schon wieder seid ihr einen Tag zu spät gekommen.«

»Aino war krank. Außerdem, zwei Versuche, die fehlgeschlagen sind — wer wird denn da gleich von Vertragsbruch reden.«

»Stümper seid ihr!«

»Sag das nicht noch einmal!«

»Stümper seid ihr! Feiglinge! Säufer! Hurenböcke!«

»Such dir doch bessere, wenn du im ganzen Reich welche findest!« schrie Aino.

Elisabeth lachte, hoch und klirrend wie zerbrechendes Glas.

»Ich gebe euch noch eine Chance — die letzte. Wenn ihr wieder versagt ...«

Wenn der tödliche Pfeil auf das Herz der Schönen zielt, zittert die Hand nicht, die den Bogen spannt, doch es bebt die ... es bebt die ... Wenn der tödliche Pfeil auf der Sehne liegt, wenn der tödliche Pfeil von der Sehne schnell, wenn er fliegt, wenn er sich in das Herz der .. bohrt.

Trutz ballte die Fäuste und hämmerte auf seinen Kopf. »Ich weiß genau, dass ich es schon gehört habe. Warum fällt es mir nicht mehr ein?«

»Junge, wo steckst du?« rief Wenz. »Elisabeth will dich etwas fragen.«

Linus lehnte immer noch an der Wand und schnarchte mit offenem Mund. Der Geruch von Getreide und Staub schlug Trutz entgegen, als er durch die Tür ins dunkle Innere trat. Langsam unterschieden seine Augen ein großes Rad und den Trichter zum Einfüllen des Getreides. Aino hockte auf der kleinen Treppe, die zum Trichter hinaufführte, und ballte die Fäuste.

»Dreh dich zum Licht, damit ich dich sehen kann«, befahl ihm die scharfe Stimme. Trutz blinzelte, als die Tür wieder aufging und das Licht ihm in die Augen fiel. Er spürte Elisabeth, aber er konnte sie nicht sehen, da sie ganz im Dunklen blieb. Er musste an eine Eule denken, die im Gebälk saß, bereit sich auf die Maus zu stürzen. Trutz spürte das Kratzen in seiner Kehle und begann, gleichzeitig zu niesen und zu husten. Verzweifelt

rang er nach Luft. Wenz kam und gab ihm einen Becher mit Wasser.

»Ich sag doch«, brummte Aino, »der Junge hält das nicht durch. Lassen wir ihn hier. Wezzo und ich schaffen das auch. Wenn die Stelle wirklich so gut liegt, wie du sagst ...«

»Säufer wie du und Wezzo haben nicht die ruhige Hand, die man dazu braucht, denn die Entfernung ist groß.«

»Und das Bürschchen hier, das immer gleich schlapp macht, das soll es schaffen? Überhaupt bin ich der selben Meinung wie Wezzo. Geben wir uns nicht mit kleinen Mädchen ab. Gehen wir aufs Ganze. Du verschaffst uns Zugang zum Palast«

»Du hältst jetzt die Klappe. Das war ja wohl deine Schuld, dass ihr zum Tempelfest zu spät gekommen seid! Wenz, sieh zu, dass der Junge gesund wird.«

»Wie denn, gnädige Frau?« lachte Wenz. »Könnt Ihr mir die Salbe beschaffen, die ich brauche?«

»Es wachsen hier bestimmt auch Pflanzen, die für einen heilkräftigen Tee geeignet sind.«

»Tee! Weißt du, was der Junge braucht? Ein warmes Bett und eine kräftige Suppe. Tee! Das mag feinen Damen helfen.«

Trutz spürte förmlich, wie die Funken sprühten.

»In der Salzstadt werdet ihr Medizin kaufen können.« Wenz fing geschickt den Beutel auf, der aus der Dunkelheit auf ihn zuflog. »Aber wehe, ihr gebt das Geld wieder für Wein und Bier aus!«

Wenz lachte.

Angespornt durch die unerschrockenen Worte von Wenz, brachte Trutz schließlich hervor: »Ich werde nicht auf die Prinzessin schießen.«

Endlos währte das Schweigen. Trutz hatte das Gefühl, dass die Sonne sogar in ihrem Lauf innehielt.

Trutz selber brach die Stille und setzte hinzu: »Wenn ich nicht will, fliegt mein Pfeil daneben.«

»Du wirst schießen.« Der Klang der Stimme ließ Trutz einen kalten Schauer über den Rücken laufen. »Und du wirst sie treffen — oder Aino drückt dir die Gurgel zu. Ist das klar, junger Mann?«

Trutz spürte den Schweiß auf seine Stirn treten. Irgend etwas griff nach seinem Herzen und seinem Willen, etwas Starkes und Hartes umschloss ihn. »So«, setzte Elisabeth hinzu, »ihr könnt jetzt gehen. Wir sehen uns in drei Wochen — als Sieger.«

Trutz versuchte, die Klammer, die sich wie ein eisernes Band um ihn gelegt hatte, abzuschütteln. Das Sonnenlicht schien ihm matt und trüb, der Himmel grau, und das vorher so liebliche Tal öde und verlassen. Bedrückt zog er hinterher.

»Ich gehe nicht mehr weiter«, sagte er zu sich, »ich lege mich hin und rühre mich nicht mehr von der Stelle.« Aber seine Füße gingen immer weiter. Es war, als ob ihm sein Körper nicht mehr gehorchte, als ob ein fremder Willen die Herrschaft übernommen hatte, der Wille von Elisabeth, die vorhatte, die Prinzessin zu töten, und Trutz war nun ihr Werkzeug. Seine Füße liefen und liefen, bergauf und bergab, aus dem Mühlental hinaus und die Salzstraße entlang, die große breite Straße, auf der schwerbeladene Ochsenkarren knarzend und ächzend dahinzogen. Wenn er in der Nacht in einen unruhigen Schlaf fiel, liefen seine Füße immer noch weiter. In seinen Träumen irrte er durch den alten Wald und suchte den verborgenen Tempel. Doch er fand ihn nicht. Müde lehnte er sich an einen Baumstamm. Dann hörte er ein Lachen wie zerspringendes Glas. »Du bist mein letzter Pfeil«, sagte Elisabeth, »und du wirst das Ziel finden.«

Wenn er am Morgen erwachte, stach das Sonnenlicht in seinen Augen, dröhnte sein Schädel.

Linus schüttelte den Kopf. »Wir bleiben einen Tag hier, um uns auszuruhen. Bleib im Bett. Du hast Fieber.«

Trutz wollte nicht schlafen. Er wollte nicht weiter durch den Wald irren auf der vergeblichen Suche nach dem Tempel. Wenz brachte ihm warmen Würzwein und Grütze und fütterte ihn. Der Wein war süß von Honig und duftete nach Kräutern, nach Kräutern, die hoch oben im Gebirge wachsen, in der klaren Luft und hellen Sonne. Sie schmeckten nach Harz und Staub und kaltem Wind, der über die Hochfläche piff und die Flammen hoch aufblühen ließ.

»Schau noch einmal zurück und präge dir alles gut ein.« Der Mann hatte müde und traurige Augen unter buschigen grauen Brauen. Er stützte sich auf ein großes breites Schwert. »Nur deine Erinnerung wird dir helfen, wenn du eines Tages wieder hierher kommst. Es wird niemand mehr da sein, der weiß, was hier geschah. Und wir tun alles, um die Leute denken zu lassen, dass du tot bist.«

Flammen spiegelten sich im Schwert und in der Rüstung, tanzten vor dem Nachthimmel.

»Wir müssen aufbrechen«, sagte die Stimme eines anderen Mannes. Er drückte die Hand der Frau, die Trutz hielt. Der Harzgeruch des Feuers folgte ihnen beim Ritt in die Nacht. Später der Geruch der Kräuter, die in Steinritzen wuchsen, als sie anhielten, als er vom Pferd gehoben wurde und verloren zwischen hohen Steinbrocken stand. »Wir haben es geschafft. Niemand verfolgt uns«, sagte ein Mann.

Es war Nachmittag, als Trutz erwachte. Er fühlte sich frisch und ausgeruht. Aino saß in der Gaststube vor einem Becher Wein. Staub tanzte im Sonnenlicht über den leeren Tischen.

»Ich schieße nicht«, erklärte Trutz. »Es ist ein abgekartetes Spiel, ein infamer Plan! Es gibt keine Prophezeiungen. Ich bin nicht eure Marionette. Ich schieße nicht.«

»Was schreist du denn so, Junge«, brummte Aino. »Natürlich ist das ein gemeiner Plan, aber er funktioniert. Er funktioniert sogar wunderbar. Wenn du nur tust, was wir dir sagen.«

Trutz spürte eine Wut in sich, wie er sie noch nie gefühlt hatte.

»Macht was ihr wollt, aber ohne mich!«

Aino packte ihn am Kragen: »Bürschchen, du tust, was von dir verlangt wird, sonst ist es aus mit dir.«

»Du kannst mich ruhig gleich umbringen, denn ich werde nicht schießen — oder höchstens auf dich.«

Aino versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, dass Trutz durchs Zimmer flog, gegen einen Tisch krachte und zu Boden ging. Aino kehrte ungerührt zu seinem Weinbecher zurück. Trutz blieb liegen, wo er gefallen war. Er atmete noch schwer, aber er fühlte sich besser, weil er seinem Ärger Luft gemacht hatte. Im Halbdunkel unter dem Tisch zog er seinen Brustbeutel hervor und holte er die Perle heraus. Sie schimmerte in seiner Hand, und ein Gefühl von Sicherheit und Ruhe breitete sich in ihm aus.

Unter ihnen lag der blaue See umschlossen von dunklen Hängen. Die Häuser der Salzstadt drängten sich auf dem schmalen Streifen zwischen Wasser und Berg und krochen die Bergwand hoch. Ihre schiefergrauen Dächer schimmerten in der Abendsonne. Über der Stadt die grauen Mauern der Festung, einem Adlerhorst gleich an die Felswand geklebt.

»Da versteckt sich also das Täubchen«, brummte Aino. »Aber es wird ihm nichts nützen.«

»Der tödliche Pfeil kann keine Mauern durchschlagen«, lachte Trutz.

»Muss er auch nicht«, antwortete Wezzo. Trutz warf ihm einen spöttischen Blick zu.

»Es ist ganz einfach«, erklärte Wezzo. »Es gibt einen Weg bis auf die Höhe der Burg, und eine Stelle, von der aus man in das Gärtchen blicken kann, in dem das Fräulein spazieren geht, wenn sie frische Luft braucht. Was man sehen kann, kann auch ein Pfeil treffen.«

»Und wenn er doch nicht trifft?«

»Dann genügt ein Stoß und du lernst fliegen, nach unten, in die Schlucht.«

Das Feuer qualmte, denn Trutz hatte absichtlich feuchtes Holz aufgelegt. Linus hustete und schimpfte: »Leg dich endlich schlafen. Tagsüber kannst du kaum die Beine heben. Aber am Abend sitzt du am Feuer und findest den Weg unter die Decke nicht.«

Trutz starrte in den Rauch bis ihm die Augen brannten. Seit er wusste, dass sie in die Salzstadt wollten, um dort die Aufgabe zu vollenden, die sie sich vorgenommen hatten, versuchte Trutz jede Nacht, die Prinzessin zu warnen. Auch wenn ihr Bild nicht auftauchte, so flüsterte er doch ständig: »Fliehe! Verlasse die Salzstadt. Der Tod wartet hier auf dich. Die Jäger kommen. Fliehe. Reite weg. Irgendwohin. Und schnell. Gleich morgen früh. Ich bitte dich, fliehe! Weg von hier.«

Einmal meinte er, sie lachen zu hören. »Warum fliehen? Das ist die sicherste Burg im Reich!«

»Fliehe!« wiederholte er. »Ich sage es dir, Trutz, dein Freund, du kennst mich doch, das Bild im Spiegel. Ich soll dich warnen. Du bist in der Burg nicht sicher. Verrat überall! Fliehe!« Aber es kam keine Antwort. Trutz griff nach dem Beutel mit der Perle. Trutz flehte die Berggöttin um Hilfe an. »Ich will sie nicht erschießen. Aber sie zwingen mich. Sie wollen mich sonst auch töten. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Aus Angst um mein Leben werde ich das tun, was ich eigentlich nicht will. Hilf mir.« Schließlich schlief er vor Erschöpfung ein.

Das war das letzte Nachtlager vor der Salzstadt.

Kehre um Kehre wand sich die Salzstraße den Berg hinunter, gerade so steil, dass ein Ochsenengespann den schwerbeladenen Salzkarren ziehen konnte. Aino war ungeduldig und suchte nach Abkürzungen, einen Weg direkt nach unten, der die ganzen

Kurven abschnitt. Trutz stolperte hinterher. Wieder kreuzten sie das Kiesband der Straße. Die vier Männer stürmten weiter. Trutz blieb einen Moment stehen. Vorne an der nächsten Kehre war ein Straßenposten. Trutz schien es ratsam, auf dem offiziellen Weg zu bleiben. Niemand hielt ihn auf, als er an dem Häuschen vorbei ging. Leider. Es wäre doch schön gewesen, verhaftet zu werden, oder einfach zurückgeschickt zu werden in die Wälder. Aber sie hatten ihn nicht beachtet, einfach übersehen, wie einen kleinen Jungen. Er war noch nicht weit gekommen, da rannte ein Trupp los. Eine kräftige Hand packte Trutz an der Schulter und stieß ihn heftig zur Seite, so heftig, dass Trutz das Gleichgewicht verlor und den Abhang hinunterkullerte. Er prallte gegen einen Baum, rutschte weiter und fiel schließlich in ein Gebüsch. Trutz hörte eine Befehlsstimme hallen. Eine kurze Stille folgte, die von einem schrillen Schrei jäh abgebrochen wurde. Der Schrei ging in ein Gurgeln über. Trutz wurde übel bei dem Gedanken, dass hier ein Mensch tödlich getroffen worden war. Ainos Lachen, sein grässliches Lachen erschallte. Wieder Schreie, dumpfe Schläge — Trutz arbeitete sich aus dem Gebüsch. Brombeerzweige hatten sich in seine Haare gehakt, rissen seine Hände und seine Wange auf. Dann sah er sie, direkt unter sich: Ein Trupp Soldaten mit Helmen und Speeren, Aino, Wezzo, Wenz und Linus, gebunden zwischen ihnen. Wezzo blutete aus einer Kopfwunde, Aino wurde mit Schlägen vorwärts getrieben, sank in die Knie, wurde wieder hochgerissen. Wenz und Linus gingen zwischen ihren Wachen und hoben den Blick nicht. Vier Soldaten blieben zurück. Sie zerrten dicke Äste aus dem Unterholz und banden sie mit den Stricken zu einer Trage zusammen. Ein blutüberströmter Körper wurde darauf gelegt und mit dem Mantel zugedeckt. Ein anderer hockte am Boden und wickelte sein Hemd um eine Wunde am Oberschenkel. Er wurde auf die andere Bahre geladen. Dabei wimmerte er vor Schmerzen. Die leise gesprochenen Worte der Männer konnte Trutz nicht verstehen.

Er saß nur wie benommen da und starrte auf den Weg unter sich.

Allmählich begriff Trutz, was geschehen war. Die Soldaten der Straßenwache hatten die vier Jäger gefangengenommen. Ihn, Trutz, hatten sie übersehen, nein, nicht nur übersehen, beiseite geschoben hatten sie ihn. Und noch mehr: Trutz war frei. Die vier Jäger waren weg. Niemand würde ihn mehr zwingen, den tödlichen Pfeil abzuschließen. Die Berggöttin hatte sein Gebet erhört.

Er konnte nach Hause gehen, nach Hause, zurück ins Tiefland, zum Hof des Vaters. Und Lucille würde vergebens in der Salzstadt auf ihn warten.

»Wir sehen uns wieder, in der Salzstadt«, hatte sie zum Abschied gesagt. Vielleicht war sie schon dort?

Trutz stand auf, zog noch eine Brombeerranke aus dem Kragen, zupfte die Dornen aus seiner Hand, suchte Bogen und Köcher und wickelte sie in seinen Mantel. Dann kletterte er zum Weg hinunter und ging weiter — in Richtung Salzstadt.



Das Land war unruhig und die Wege nicht sicher. Landlose Bauern und Söldner trieben sich in den Wäldern herum und überfielen die Salztransporte. In Salzstadt selbst waren die Salzhauer ohne Auskommen, da der Salzabbau eingestellt wurde. Es gab Unruhen. Aufgebrachte Salzhauer und Säumer bedrohten die reichen Salzhändler. Als Salzstadt kein Salz mehr ins Reich lieferte, wurde von Liaszar ein neuer Salzgraf eingesetzt. Dieser stellte eine Truppe von Soldaten auf, zur Bewachung der Salzfuhrer. So kam der Handel allmählich wieder in Schwung. Geld floss wieder nach Salzstadt, auch wenn das Land noch arm war.



Die Salzstadt war groß, größer als jede Stadt, die Trutz bisher gesehen hatte. Zwar war der Streifen zwischen See und Berghang nur schmal, aber sie hatten die Häuser übereinander gebaut. Wie Schwalbennester klebten sie an der Wand, halb in den Berg hineingebaut, schöne Häuser aus Stein, mit dicken Holzportalen, mit Erkern und Söllern. Trutz irrte durch die engen Gassen, treppauf und treppab. Es wurde Nacht, Lichter wurden entzündet. Sein Magen knurrte. Nein, hier würde er Lucille nicht finden. Das war das Stadtviertel der wohlhabenden Bürger, der Salzhändler, der Kaufleute, der Handwerker. Aus alter Gewohnheit hatte er den Weg zur Burg eingeschlagen. Zusammen mit seinem Vater hätte er dort Aufnahme gefunden, eine Kammer zum Schlafen und ein Abendessen an der Tafel der Ritter, wohlgerückt an der Tafel der Ritter, nicht der Knechte. Aber der Weg in die Burg war ihm versperrt, so wie Lucille die Tore der Bürgerhäuser versperrt waren. Er war nicht mehr der Sohn des Landgrafen, er war ein Streuner, ein Herumtreiber. Voll Bitterkeit biss sich Trutz auf die Lippen. Er musste sein Leben in die Hand nehmen und in andere Bahnen lenken. Aber zuerst musste er Lucille finden, und zu allererst ein Obdach für die Nacht. In einem anderen Teil der Stadt, dort, wo die Fuhrleute, die Ochsentreiber, die Straßenkehrer und Wäscherinnen lebten.

Trutz stieg zum See hinunter und ging am Ufer entlang. Nun wurden die Häuser kleiner. Sie waren aus Holz gebaut und meist hatten sie nicht einmal die Grundmauern aus Stein. Hier lebten die Salzknappen, die im Bergwerk die Gänge bauten und das Salz herausholten, die mit ihrer schweren Arbeit zum Wohlstand der Stadt beitrugen. Trutz würde sich auch Arbeit suchen müssen, nun da er nicht mehr von den Jägern versorgt wurde. Die Arbeit der Salzknappen war hart, in der Dunkelheit der Stollen, tief im Bauch des Gebirges.

Langsam ging Trutz weiter.

Die Häuser wurden noch ärmlicher und kleiner. Trutz ging immer weiter, bis er die letzten schiefen Hütten hinter sich

gelassen hatte. Eine riesige Kiesfläche lag vor ihm, das Hochwasserbett des Flusses, der den See füllte, hell glänzend im Schein der Sterne. Hier standen die ärmlichsten Buden, hier, wo sie der Fluss wegschütten konnte, wenn er über das Ufer trat. Trutz blieb stehen, lauschte auf das Murmeln des Wassers, schaute auf den See, in dem sich die Sterne spiegelten, schaute auf die schwarze Silhouette der Berge, schaute zurück auf die Lichter der Stadt am Hang.

Noch war Trutz voller Zuversicht, dass er Lucille und die Gaukler finden würde.

Er ging zurück zu den Buden und Hütten. Es gab hier etliche Kneipen — eigentlich waren es nicht mehr als Unterstände, in denen ein Feuer unter einem Suppentopf brannte. Meist gab es aber gar nichts zu essen, sondern nur zu trinken: Bier und billigen Fusel beim Schein von Kienspänen. Trutz fragte nach der blinden Wahrsagerin, fragte die Mädchen, die mit rotgeschminkten Lippen an den Bretterwänden lehnten, fragte die Wirte am Zapfhahn, die Köche — niemand hatte sie gesehen. Je weiter der Abend fortschritt, desto lauter wurden die Zecher, desto dicker der Dunst aus saurem Bier und Schweiß. Trutz, der an diesem Abend schon gelernt hatte, barsche Antworten hinzunehmen, nahm seinen ganzen Mut zusammen und fragte die Wirtin, die ihn so freundlich anlachte, nach Unterkunft. Sie lachte nur noch mehr.

»Ich werde auch dafür arbeiten«, setzte Trutz hinzu. »Du hast bestimmt etwas für mich zu tun.« Sie wurde ernst, musterte ihn von oben bis unten und spottete: »Du siehst mir nicht aus wie einer, der arbeiten kann, eher wie einer der sich herumtreibt, mit Gauklern und Wahrsagerinnen — nein, nein, darauf lass ich mich nicht ein.«

Geknickt zog Trutz von dannen.

Betteln um Essen und Nachtlager? War er schon so tief gesunken?

Er schaute sich nach einem geschützten Winkel um, wo er sich hinkauern konnte und unter seinem Umhang schlafen. Aber kaum hatte er einen gefunden und sich niedergelassen, stand schon ein Bursche vor ihm. »Du willst doch nicht etwa hier schlafen?«

»Ich habe keinen anderen Platz zum schlafen«, sagte Trutz.

»Hat sie dich rausgeschmissen, was? Musst dir nichts denken. So sind die Weiber! In ein paar Tagen ist sie froh, wenn du wieder kommst.«

»Weißt du denn einen Platz, wo ich ...«

»Kannst mit mir kommen. Wie heißt du denn? Ich hab deinen Namen vergessen.«

»Trutz.«

»Torizzo? Mich nennen sie jetzt Beppo. Damit du Bescheid weißt.«

Ein enger feuchter Keller, die hintere Wand aus dem Fels gehauen, so stellte sich das Loch dar, in das Beppo Trutz geleitete. Nur dass man in diesen Keller keine Stufen hinunter steigen musste, sondern hinauf. Mehrere Burschen in ungefähr dem gleichen Alter lagen auf dem schmutzigen Stroh herum und spielten Würfel beim Schein eines Talglichtes. Niemand beachtete die Neuankömmlinge weiter. Nur als Trutz einen Hustenanfall bekam, runzelte einer die Stirn.

»Ein neuer Fall fürs Siechenhaus«, spottete ein anderer.

Bald darauf kam noch ein Trupp mit Trommeln und Stöcken. Sie verteilten Brot, das sie als Lohn irgendwo erhalten hatten, dafür, dass sie mit dem Lärm aufhörten. Ein Weinschlauch ging reihum.

»Das Neueste«, verkündete einer, »sie haben vier Mann gefasst, die auf der Straße die Posten umgehen wollten.«

»Das ist so neu nicht.«

»Ja, hör nur weiter. Einer hat ein Messer gezogen und einen Soldaten abgestochen, einen zweiten verletzt.«

»Oho, oho, das gibt bald wieder eine Hinrichtung!«

»Was denkt sich denn unser Salzgraf schönes für ihn aus? Rädern? Vierteilen? Ich liebe Hinrichtungen.«

»Ich auch, ich auch. Es gibt nichts Schöneres, als die johlende Menge, unsere ehrenwerten Bürger, wie sie da gelaufen kommen und glotzen und sich aufgeilen, wenn der Delinquent sich in die Hose macht.«

»... und sich an die Brust klopfen; wie gut, dass wir nicht so sind wie diese.«

»Das Geschäft geht gut bei Hinrichtungen. Da kannst du wieder ein paar Damen, die in Ohnmacht fallen, um Beutel und Ringe erleichtern.«

So riefen und lachten sie durcheinander. Trutz saß schweigend unter ihnen. Nun war er noch tiefer gesunken, war bei Taschendieben und Hehlern gelandet. Und er hatte Angst vor ihnen.

»Wer ist denn das?« fragte einer. »Der schaut drein, wie wenn ihm der Hund die Wurst vom Brot geholt hätte.«

»Beppo hat ihn mitgebracht. Kennt ihn von irgendwo her.«

»Ist nicht gerade sehr gesprächig. He, Bürschchen, wo kommst du denn her?«

Aber ehe Trutz antworten konnte, sagte einer: »Lasst ihn in Ruhe. Dich fragt auch keiner, wo du herkommst.«

»Ich würde es dir auch nicht erzählen, und wenn ich heute Abend den Salzgrafen besucht hätte.«

»Von deinen Besuchen merkt man dort auch immer erst etwas, wenn du wieder gegangen bist.«

»Ja, meine Besuche hinterlassen Lücken in der Schinkenkammer.«

Sie lachten und erzählten von ihren Streichen. Trutz zog sich immer weiter in die Dunkelheit zurück.

»Du hast meine Perle gefunden, nicht wahr?« Trutz setzte sich auf. Die Würfelspieler lagerten immer noch um das Licht. Ein Schirm von Qualm lag über ihnen.

»Wo bist du? Ich kann dich nicht sehen?«

Der Schläfer neben ihm scharrte mit den Zähnen.

»Du hast die Perle? Du hast sie? Gib sie mir wieder! Bring sie mir! Ich brauche sie, brauche sie mehr als du.«

»Sie hat mich heute beschützt.«

»Das ist gut. Aber jetzt bring sie zu mir zurück. Ich werde dich belohnen. Was wünschst du dir?«

»Bist du die Berggöttin, die alle Wünsche erfüllt?«

Trutz rieb sich die Augen. Das Kratzen im Hals, wieder dieser Husten ...

»Mann«, sagte einer, »wenn du so einen Husten hast, bist du gestraft. Kann man sich in unserem Beruf eigentlich nicht leisten.«

»Du bist gar nicht der, für den ich dich gehalten habe«, stellte Beppo am Morgen fest. »Was suchst du hier?«

»Ich suche meine Liebste, die blinde Wahrsagerin. Wir wollten uns hier treffen.«

»Eine Wahrsagerin? Hier in der Salzstadt? Weißt du, was der Salzgraf mit Wahrsagern, Magiern und dergleichen macht? Aufhängen und verbrennen lässt er sie, und wenn er einen guten Tag hat, lässt er sie ins Moor werfen.«

»Das haben wir nicht gewusst. Sie kommt mit einer Truppe von Gauklern, Artisten, Spaßmachern und dergleichen. Hängt er die auch auf?«

»Wir haben genug Musikanten und Possenreißer in unserer Stadt. Da brauchen wir keine Fremden. Die verderben nur das Geschäft. Versuch es ja nicht!«

Die Lage war nicht gerade rosig für Trutz. Beppos Gesicht hatte einen unfreundlichen Ausdruck, und ein paar Gesellen standen wie zufällig in der Nähe. Der eine hatte dicke eiserne Fingerringe, so dass seine geballte Faust im Dämmerlicht des Kellers funkelte. Zwei andere hatten kräftige Stöcke. Aber auch

den unbewaffneten traute Trutz zu, aus irgendeinem Ärmel oder Stiefel blitzschnell Messer hervorzuziehen.

»Ich bin eigentlich hierher gekommen, um mir Medizin gegen meinen Husten zu kaufen. Ihr habt ja gehört, wie schlimm der ist. Dummerweise habe ich nicht genug Geld dafür. Um genau zu sein, ich habe gar keines.«

»Du kannst ja den Soldaten des Salzgrafen unser Versteck verraten. Dann kriegst du Geld, um dir deine Medizin zu kaufen.« Drohend kam der Bursche auf Trutz zu. Die Hände hatte er in den Ärmeln verborgen.

»Nur kommst du dann nicht mehr dazu, sie einzunehmen.«

»Pah, wofür haltet ihr mich eigentlich?« Trutz tat ganz gelassen. Aber er schwitzte vor Angst. Die Perle, dachte er, die müsste mich doch eigentlich beschützen. Aber das ist ja alles Aberglaube.

»Und wie willst du an das Geld kommen, das du brauchst? Wehe, wir erwischen dich, dass du bettelst oder klaust. Du hast hier überhaupt nichts zu melden.«

»Ich werde wohl arbeiten müssen«, sagte Trutz. Er sagte es so, wie er es meinte. Gerade dadurch war der Erfolg so durchschlagend: die Burschen brüllten los vor Lachen. Sie schlugen sich auf die Schenkel und hüpfen herum. Trutz gedachte, die Verwirrung zu nutzen, um ins Freie zu gelangen. Aber sofort traten sie ihm wieder in den Weg.

»Arbeiten ist keine schlechte Idee!« rief Beppo. »Du wirst hier sauber machen. Du wirst kochen. Du wirst uns ein bisschen was vorsingen und vortanzen. Und wenn dann deine Wahrsagerin auftaucht — na, die will ich mir erst mal anschauen, ob es nicht nur eine alte Vettel ist.«

»Du bist ein Schwein!« sagte Trutz ruhig, und dann landete seine Faust genau zwischen Nase und Auge von Beppo. Es tat verdammt weh mit der ungeschützten Faust. Aber Trutz sandte sofort einen linken Schwinger in die Magengrube hinterher, so dass Beppo zusammenklappte. Den, der ihm den Arm um den

Hals legte, warf er über die rechte Schulter. Ganz unbeabsichtigt riss er beim Fallen gleich zwei andere mit. Ein Messer zischte haarscharf an seinem Ohr vorbei. Dann sah er den Stock herab-sausen. Trutz duckte sich zur Seite und griff nach dem Handge-lenk. Nun hatte er den Stock, und Trutz benützte ihn nicht zum Schlagen sondern zum Stoßen.

»Ist schon gut. Hört auf!«

Ein Kerl schob Beppo mit seiner blutenden Nase beiseite und trat vor Trutz.

»Ein Gaukler bist du?« Er musterte Trutz von oben bis un-ten. »Trotzdem dulde ich nicht, dass du meine Leute zusammen-schlägst.«

»Sie haben mit dem Streit angefangen«, knurrte Trutz. Er lo-ckerte die Muskeln, um für den nächsten Kampf fit zu sein. Ins-geheim lobte er seinen Vater, der ihn zu einem alten Viehhirten geschickt hatte, damit er den Stockkampf lernte. »Nur die Bauern kämpfen mit Stöcken, weil sie kein Schwert tragen dürfen«, hat-te Trutz protestiert. »Vielleicht musst du dich einmal gegen einen Bauern mit einem Stock wehren«, hatte sein Vater in seiner knap-pen Art geantwortet, die keinen Widerspruch mehr duldete.

Nun stand er offensichtlich dem Anführer dieses Gesindels gegenüber.

»Ihr könnt mein Ehrenwort haben, dass ich niemandem euer Versteck verrate«, erklärte Trutz.

»Das Ehrenwort eines Gauklers — was ist das schon wert!« höhnte der andere.

Trutz zuckte zusammen. Aber er hatte sich als Gaukler aus-gegeben, und nun musste er auch dabei bleiben. Er musterte die Gesichter ringsum. Zu seiner Überraschung glomm in einigen Augen Bewunderung. Trutz überlegte, ob er noch einmal auf den Schutz der Perle und die Tricks der Bauernjungen vertrauen konnte. Dann entschloss er sich, aufs Ganze zu gehen. »Soll ich mir den Weg frei schlagen?«

»Das täte dir so passen, meine ganzen Leute mit deinen fiesen Gaukler-Tricks fertig zu machen! Nein, du wirst gegen mich kämpfen. Besiege ich dich, bist du mein eigen und gehorchst mir bedingungslos.«

»Und wenn ich siege?«

»Dann kannst du gehen, wohin du willst. Aber du wirst unterliegen! Edelmann gegen Gaukler!«

»Gut, fangen wir an«, sagte Trutz. »Wer ist der Gaukler, wer ist der Edelmann?«

»Du legst dich mit Rupp von Halingen an, kleiner Gauklerjunge.«

Trutz zuckte die Achseln.

»Alter Salzstadt-Adel, verstanden? Mein Vater war Salzgraf unter Hatto.«

»Hoch lebe Hatto und sein verschollener Enkel!« riefen ein paar der Kerle ringsum.

Vom Regen in die Traufe, dachte Trutz, schon wieder ein paar Aufständische, schon wieder Anhänger vom alten geschlagenen Hatto, die gegen den Großkönig kämpfen. War ein Fehler, mich als Gaukler auszugeben.

»Gegen Mittag auf der Kiesbank«, erklärte Rupp, »falls du sie nicht findest, wir finden dich auf jeden Fall.« Er wandte sich um und verschwand in der Schar seiner Anhänger. Grinsende Gesichter — dann wandten sie sich ab. Trutz blieb allein zurück in seinem Winkel. Er rieb sich die Knöchel.

Die ganze Schar zog hinunter zum Fluss, vorbei an windschiefen Hütten, aus Balken und Brettern mehr schlecht als recht zusammengezimmert und Lumpen in die Ritzen gesteckt. Dicht an dicht standen sie, enge Durchschlupfe voller Unrat, dazwischen. Kinder in zerlumpten und schmutzigen Hemden. Sie hockten vor den Hütten auf Steinen, die ausgelegt waren, damit man bei Regen nicht im Schlamm versank. Es stank nach Urin und Kot.

Trutz nahm das nur im Vorbeigehen wahr. Seine Gedanken kreisten um den bevorstehenden Kampf. Wenn ich gewinne, habe ich davon nichts. Sie werden an allen Ecken auf mich lauern, sie werden mich verfolgen. Ich werde keine Nacht ohne Angst schlafen. Und diese Ratten kennen alle Schlupfwinkel der Stadt, während ich hier fremd bin. Dann bleibt mir nur übrig, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen, weiterzuziehen, auch wenn Lucille noch nicht da ist.

Auf einer ebenen Kiesfläche im Flussbett standen sich Rupp und Trutz gegenüber. Die Zuschauer lagerten rundum. Auch Rupp war mit einem Stock bewaffnet, und er konnte damit umgehen! Der Stock wirbelte im Kreise, ein kreisendes Rad, das jedem Angreifer die Waffe aus der Hand schlug.

»Wenn du mit deiner Vorführung fertig bist«, schrie Trutz, »können wir mit dem Kampf anfangen.« Trutz legte es darauf an, seinen Gegner in Wut zu bringen, eine Taktik, die er mit Erfolg bei seinem älteren Bruder angewendet hatte. Der Stolz eines Edelmannes ist leicht zu treffen. Schon packte Rupp den Stock und ging auf Trutz los. Trutz wich aus, er blockte die Schläge, aber es gelang ihm nicht, einen Hieb oder Stoß anzubringen. Wieder und wieder umkreisten sich die beiden Kämpfer.

»Ein schönes Tänzchen führen wir da auf«, lachte Trutz. »Am Hofe von König Hatto hätten sie uns einen Ehrenkranz umgehängt.« Seine Schulter schmerzte. Ein Krampf im Unterarm kündigte sich durch Muskelzittern an. Beim nächsten Schlag würde er den Stock fallen lassen.

»Was weißt du schon von König Hatto«, knurrte Rupp.

»Alles, was man bei den freien Jägern über ihn erzählt.«

Rupp zuckte zusammen, aber sein Stock wirbelte weiter.

»Sie haben vier Jäger gefangen, hast du das nicht gehört?«

»Ja, aber der fünfte ist ihnen entkommen.« Rupp war einen Moment unaufmerksam, versuchte zu verstehen, was Trutz gerade gesagt hatte. Trutz schlug zu und der Stock von Rupp flog

durch die Luft. Ein Schrei, und gleich noch einer, nicht aus den Zuschauern sondern von weiter hinten. »Die Reiter, die Reiter! Rennt!« rief jemand. Sofort stoben alle davon. Nun war Trutz derjenige, der verwirrt war. Ein Trick, ein fieser Trick? Aber Rupp wandte ihm schon den Rücken. Vom See her kam eine Schar von Reitern gesprengt. Ihre Helme glänzten im Sonnenlicht und die Spitzen ihrer Speere funkelten. Trutz rannte hinter den anderen her.

Sie erreichten gerade noch die Hütten, zwängten sich zwischen den gaffenden Kindern durch, schlugen Haken zwischen den Buden und Unterständen, von einer Gasse in die nächste. Trutz erschien es eine Sackgasse, die Reiter waren dicht hinter ihnen. Aber Rupp zwängte sich in einen Spalt zwischen zwei Bretterwänden durch. Trutz hinterher. Sie kamen auf einer anderen Gasse heraus. Ein Kind lag am Boden, im Schmutz der Gasse. Blut sickerte aus einer Kopfwunde.

Rupp zog Trutz in die Dunkelheit einer Hütte.

»Irgendwer hat uns verraten«, brummte Rupp. »Um die Mittagszeit sind wir immer ungestört geblieben. Da sitzt der Salzgraf bei Tisch. Und jetzt erzähl mir die Wahrheit.«

Sie feierten am Abend die frisch geschlossene Freundschaft mit Pasteten und Wein. Trutz aß so viel von dem Gebäck, dass er sich kaum noch rühren konnte, während die anderen mehr dem Wein zusprachen. Nach mehreren Bechern wurde Rupp redselig.

»Eigentlich müsste ich jetzt Salzgraf sein«, verkündete er, »und nicht dieser weißbärtige Dusenenkrieger. Mein Vater war der Salzgraf von König Hatto. Als die Dusen die Burg einnahmen und ihn und seine Frau und seine Kinder abschlachteten, hat mich meine Mutter in Sicherheit gebracht. Sie war nur eine Hausmagd, und niemand wusste, dass ich der Sohn des Grafen war. Aber hier in der Unterstadt, da regiere ich bereits. Hier achten mich die

Leute und hören auf meine Befehle. Alle zahlen brav ihre Steuern an mich, die Bettler, die Taschendiebe, die Huren«

Rupp nahm wieder einen langen Zug aus seinem Silberbecher. Trutz nippte nur am Wein. Er fühlte sich schon leicht benebelt.

»Vielleicht werde ich doch noch eines Tages Salzgraf«, fuhr er verträumt fort, »denn der jetzige hat keine Kinder. Es wird gemunkelt, dass er die Prinzessin heiraten will. Kannst du dir das vorstellen? Die schöne junge Prinzessin soll den alten Rossknecht heiraten? Ich kann mich da erboesen, denn von Rechts wegen steht sie mir zu.«

»Ich denke, die Prinzessin hat sich nur in der Festung in Sicherheit gebracht, weil ihr doch jemand nach dem Leben trachtet.«

»Das musst du besser wissen als ich. Du bist mit den Jägern gekommen. Es wird gemunkelt, dass einer von ihnen ein Schütze ist, der nie daneben schießt. Stimmt das?«

»Es gibt da eine alte Prophezeiung«, fing Trutz an, »ich weiß nicht, ob du sie kennst.«

»Ach ja, die habe ich schon gehört. Wenn der tödliche Pfeil auf das Herz der Schönen zielt, zittert die Hand nicht, die den Bogen spannt, aber es beben die Mauern des Reiches. Wenn der tödliche Pfeil auf der Sehne liegt, schwingen sich die Fremden auf die Rücken ihrer Pferde. Wenn der tödliche Pfeil von der Sehne schwirrt, entfällt dem Usurpator das Zepter, so fest er es auch hält. Wenn der tödliche Pfeil sein Ziel erreicht weiter weiß ich nicht.«

»Verstehst du das?«

»Nein, aber es hat irgend etwas mit einem Enkel von König Hatto zu tun.«

»Es gibt keinen Enkel von König Hatto. Die Familie wurde ausgerottet.«

»Wer weiß!« lachte Rupp. »Schau doch mich an. Wer hätte gedacht, dass es noch einen Sohn des Salzgrafen gibt? Wenn der Enkel von König Hatto wieder kommt, dann setzt er mich als

Salzgraf ein. Du wirst dann mein erster Berater, was hältst du davon?»

»Du bist ein Träumer«, lachte Trutz. »Dazu kommt es nie.«

»Warum bist du dann ein freier Jäger geworden?» Doch Rupp wartete die Antwort nicht ab. Er winkte einen Jungen herbei. »Sing uns das Lied von der Prinzessin im blauen Kleide«, befahl er ihm.

Der Junge stellte sich in Positur, räusperte sich ausgiebig und schmetterte dann laut heraus:

»Der Prinzessin im blauen Kleide
tut keiner was zu Leide.
Sie trägt ein edel Geschmeide,
das sie schützt vor Neide.
das sie schützt, das sie schützt,
das sie schützt vor Leide,
die Prinzessin im blauen Kleide.

Die Prinzessin mit goldenen Haaren
wird es niemals erfahren,
auch nicht in vielen Jahren,
dass wir es waren,
die sie geschützt, die sie geschützt,
sie geschützt vor Gefahren,
die Prinzessin mit goldenen Haaren.

Die Prinzessin auf ihrem Rappen,
die wollen sich viele schnappen,
doch wir sind ihre Knappen,
die sie beschützen, die sie beschützen,
die treuen Knappen
der Prinzessin auf ihrem Rappen.«

Alle lachten und johlten und klatschten.

»Unser guter Wast ist in die Prinzessin verliebt und will, dass wir ihre Schutztruppe werden.« Rupp wischte sich Lachtränen aus den Augen. »Er will ihr Hofsänger, ihr Barde werden. Aber ich glaub, sie nimmt ihn eher als Hofnarr.«

Rupp stand auf, tanzte mit allerlei Verrenkungen um den Sänger herum.

Trutz lehnte sich ins Stroh zurück und schloss die Augen. Die Prinzessin im blauen Kleide ritt auf ihrem Rappen — oder war es ein Fuchs? — direkt an ihm vorüber. Ihre goldenen Locken fielen über ihre Schultern. Und Wezzo und Aino wollten, dass ich sie erschieße ...

Rupp ließ sich neben Trutz ins Stroh fallen und rülpste laut.

»Die Prinzessin im blauen Kleide ist die Tochter des Großkönigs«, sagte Trutz streng.

»Na und, Jägerlein?« gab Rupp zurück. »Wenn der Großkönig tot ist, wird sie Königin und wir ihre treuesten Untertanen.«

»Ich denke, der Erbe von König Hatto ...«

»Es gibt keinen«, unterbrach ihn Rupp. »Den Großkönig hassen wir, den Salzgrafen hassen wir, aber Lisiana lieben wir. Hoch lebe Königin Lisiana!«

Sofort fielen alle ein: »Hoch lebe Königin Lisiana!«

Trutz verstand nun gar nichts mehr. Er nahm einen Becher Wein und trank ihn in einem Zug aus.

»Hoch lebe Königin Lisiana!« rief auch er.

Und mein Dank der Berggöttin, fügte er in Gedanken hinzu. Sie hat mir geholfen. Nun kann ich in Ruhe auf Lucille warten. Aber die Berggöttin hatte noch nicht alle seine Wünsche erfüllt.

Trutz lehnte sich an die Mauer des Hauses und schaute zur Burg hinauf. Auf den Zinnen patrouillierten Wachen. Vor den Toren standen Wachen. Ihre Lederwämser waren mit Eisenplatten belegt. Die Helme hatten sie tief herabgezogen, so dass sie das

Aussehen von fremdartigen und gefährlichen Insekten hatten. Gepanzerte Käfer mit messerscharfen Krallen, dachte Trutz. In einem Zwinger an der Burgmauer knurrten Bluthunde mit rotunterlaufenen Augen. Obwohl Trutz noch ein ganzes Stück weg war, hatten sie schon seine Witterung aufgenommen und kratzten an ihren Gittern. Niemand, der nicht zur Besatzung gehörte, durfte die Burg betreten. Sogar die Gefangenen wurden in einem Keller unter dem Stadthaus eingesperrt. Und hinter diesen hohen Mauern, denen aus Stein, denen aus Eisenpanzern und Zähnen und Speeren läuft sie in einem kleinen Hof auf und ab, ein gefangener Vogel, dem die Flügel gestutzt sind.

Aber es war nichts zu machen. So gerne er der Prinzessin ihr Kleinod zurückgebracht hätte — er konnte nicht zu ihr gelangen. Wenn sie wenigstens zur Jagd ausreiten würde. Dann könnte er sich vor ihr auf den Boden werfen und ihr die Perle entgegenstrecken und hoffen, dass er nicht von ihren Wachen über den Haufen geritten wurde. Lisiana war unerreichbar. Bis auf weiteres konnte er wohl die Perle in seinem Beutel stecken lassen und nur im Traum mit ihr Zwiesprache halten.

Trutz wandte der Burg wieder den Rücken zu und schlenderte die breite Straße hinunter zum See. Hier standen die großen Salzspeicher. Hier wurden die Päckesel, die vom Bergwerk herab kamen, entladen und die groben Säcke in die Speicher gebracht. Ochsen warteten wiederkäuend in langer Reihe, dass ihre Karren mit großen Fässern beladen wurden. Die Rufe der Treiber, das Rasseln von Ketten, das Malmen der eisenbeschlagenen Räder auf den Pflastersteinen, wenn ein Wagen losfuhr. Verkäufer von Brotfladen und Weinhändler riefen ihre Waren aus.

Trutz ging weiter durch die Gassen der Wagner und Planenweber zum oberen Markt. Hier kauften die Frauen der reichen Salzstädter Wildbret und Pasteten für ihre Küchen. Trutz war gleichermaßen verwirrt und fasziniert von der Salzstadt und ihrem bunten Leben. Ein Lastträger mit einer schweren Last von

Tongeschirr auf seiner Trage aus Weidenruten stolperte an Trutz vorbei. Er warf Trutz ein schiefes Grinsen zu: es war einer der Jungen aus dem Keller, der sich hier abschleppte, um sein Geld zu verdienen, von dem er immerhin an Rupp und Trutz abgeben musste. An der Ecke hockte mit jämmerlich verdrehten und verkrümmten Füßen der Sänger, der so begeistert das Lied von der Prinzessin im blauen Kleide geschmettert hatte. Hier jedoch stellte er ein Bild des Elends dar, um ab und zu eine kleine Münze zugeworfen zu bekommen. Ein anderer Junge führte schleppenden Schrittes einen Mann mit seltsam verdrehten Augen zwischen den Ständen herum — auch sie Bekannte von Trutz, die normalerweise tadellose Augen hatten und springen konnten. Und dann wieder die Frauen in ihren prächtigen Kleidern, mit Goldfäden bestickt und mit feinen Wieselpelzen verbrämt, die Mägde in ihren bunten gestreiften Röcken, ihren Kopftüchern mit langen Fransen, die wählerisch aus dem Guten das Beste herausuchten.

Ein alter Mann mit einem langen Mantel, dessen Saum hinter ihm durch den Schmutz schleifte, und viel zu langen Ärmeln, schlurfte auf Trutz zu. Der beachtete ihn erst gar nicht, war viel zu sehr von dem Schauspiel des Marktes gefangen genommen.

»Na, Junge, bist du auch hier?« Er zupfte Trutz am Wams, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Kennst du mich denn nicht mehr? Nach zwei Wochen schon vergessen — ja, das ist mein Schicksal.« Trutz runzelte die Stirn und überlegte, wo er den Alten schon gesehen hatte. Es fiel ihm nicht ein. Der Alte streckte ihm plötzlich einen Blumenstrauß entgegen. Trutz schüttelte den Kopf. Was sollte er mit einem Blumenstrauß? Wenn Lucille da wäre, dann würde er ihn für sie kaufen. Außerdem hatte er ja gar kein Geld, um ihn zu bezahlen. Der Blumenstrauß verschwand, und der Alte humpelte achselzuckend davon. In diesem Moment fiel es Trutz wieder ein: Es war der Magier aus der Gauklertruppe. Sein Herz tat einen Freudensprung, und

er drängte sich durch die Menge, um den Alten einzuholen. Aber der war im Gewühl verschwunden.

Freudige Erregung erfüllte Trutz. Ständig musterte er die Gesichter der Leute, ob es Bekannte aus der Gauklertruppe waren. Jeden Moment hoffte er, auf Lucille zu treffen, Lucille mit ihrem grünen Rock und dem Mieder mit Glitzersteinen, Lucille, der die langen schwarzen Haare ins Gesicht fielen und die unet umher irrenden Augen verdeckten, Lucille mit ihrem klingelndem Lachen. Ob sie überrascht wäre, wenn sie ihn so plötzlich auf sich zukommen sah? Nein, sie konnte ihn ja nicht sehen. Er müsste zu ihr hingehen und den Arm um ihre Schulter legen — dann erkannte sie ihn bestimmt gleich!

Trutz hatte das obere Ende des Marktplatzes erreicht, wo sich das Stadthaus erhob, das Haus, in dem die Händler ihre Abgaben einzahlen mussten, in dem der Salzgraf Gericht hielt. Das große Tor stand offen. Am Fuß der Freitreppe war ein einzelnes großes Pferd angebunden, ein großer Rappe, der schnaubte und die Zähne zeigte und auskeilte. Trutz wurde starr vor Schreck: das Pferd erkannte er sofort! Im Portal erschien eine hochgewachsene weißhaarige Gestalt und neben ihr, kleiner, schmaler in einem rotschwarzen Mantel mit Kapuze gehüllt, — Trutz wartete gar nicht ab bis er mehr von Elisabeth erkennen konnte. Er zwängte sich zwischen den beiden nächsten Ständen durch, sprang über den Korb einer Breznverkäuferin, schob eine dicke Magd unsanft zur Seite — weg, nur weg vom Stadthaus. Schwer atmend blieb er schließlich bei dem kleinen Sänger stehen. Der blickte nur kurz zu ihm auf, dann leierte er wieder seinen Bettelsang weiter: »Eine milde Gabe, eine kleine Labe, eine milde Gabe — die Berggöttin erfülle Euch Eure innersten Wünsche ...«

Was will Elisabeth beim Salzgrafen? überlegte Trutz. Wezzo und Aino freikaufen? Oder bittet sie den Salzgrafen, er möge doch seine Soldaten nach Trutz aussenden? — ein sechszehnjähriger Bursche, trägt ein Lederwams, ziemlich abgewetzt und speckig —

ich muss ihn zurückhaben, er ist einer meiner Diener, ein geschickter Bursche, ist ausgerissen, ich muss ihn wiederhaben — Und der Salzgraf? Ich habe keine Leute dafür, ich muss die Tochter des Großkönigs bewachen, oder: selbstverständlich, gnädige Frau, sobald wir ihn haben, schicken wir ihn auf Ihr Landgut, in Ketten, wie Ihr wünscht. Sollen wir ihm ein Ohr abschneiden oder die Zunge ausreißen? Unser Henker erledigt das gerne für Sie.

»Leih mir deinen Mantel«, sagte Trutz. »ich gebe dir mein Wams dafür.«

»Dein altes speckiges Lederwams, nein danke!«

»Ich habe noch ein besseres im Rucksack. Das kriegst du heute Abend. Aber gib mir deinen Mantel.«

»Willst du hier betteln? So gut wie ich kannst du die Füße nie und nimmer verdrehen. Und wenn du kein Gebresten hast, darfst du auch nicht betteln. Gesunde können arbeiten, sagt der Salzgraf.«

»Bist du schwer von Begriff? Sie ist mir auf den Fersen. Ich muss mich verkleiden, damit sie mich nicht erkennt.«

»Das nützt dir gar nichts«, sagte eine andere Stimme. »Sie erkennt dich unter Hunderten.« Trutz fuhr herum: Vor ihm stand der alte Magier in seinem abgewetzten viel zu großen Mantel. Trutz starrte ihn verblüfft an und suchte nach Worten.

»Sie erkennt dich unter Tausenden, so wie ich dich auch erkenne, wo immer du auftauchst. Verschwinde von hier, wenn du meinen Rat hören willst.«

»Wo ist Lucille? Ich verstecke mich bei ihr.«

»Geh hinauf ins Gebirge. Durchquere das Steinmeer. Suche den grünen See. Hab ich dir das nicht schon einmal gesagt?«

»Doch, das hast du.«

»Warum bist du dann noch hier?«

»Aber was soll ich mit Lucille machen? Sie will mich hier treffen.«

Doch der Magier war verschwunden.

»Du störst die Geschäfte«, sagte der Junge. »Steh nicht hier rum.«

»Sie hat mich noch nicht entdeckt, aber sie ist hinter mir her. Vielleicht auch die Soldaten.«

»Nun geh schon nach Hause! Rupp wird wissen, was zu tun ist.«

Rupp war nicht da. Nur die Würfelspieler saßen in ihrer Ecke und würfelten ...

»Ich muss verschwinden«, erklärte Trutz.

»Hier bist du sicher.« Das Scheppern der Würfel im Becher.

»Die Frau, die mich seit dem Tiefland verfolgt, ist hier aufgetaucht. Sie hat mit dem Salzgrafen verhandelt. Wahrscheinlich wird er mich von seinen Soldaten suchen lassen.«

»Hier bist du sicher.« Mit Schwung den Becher mit der Öffnung nach unten auf den Boden gestellt.

»Aber die Soldaten sind hinter mir her, und wenn sie euer Versteck entdecken ...« Einer hob den Becher auf. Sie zählten die Augen.

»Dann gehst du eben nicht mehr hinaus.« Der Junge stand auf und kam auf Trutz zu. Er hielt die Arme vor der Brust. Aber statt geballter Fäuste sah Trutz nur — von Narben überzogene Armstümpfe. Seine Worte blieben ihm im Mund stecken. »Du bleibst hier und wartest ab, was Rupp vorschlägt. Er ist hier der Salzgraf. Setz dich her und spiel mit uns.«

Er ließ sich wieder bei den Spielern nieder. Die Würfel sammelte er mit den Zehen auf und ließ sie in einen Lederbecher fallen. Den Rand des Bechers fasste er zwischen zwei Zehen, um ihn zu schütteln und auszuleeren. Taschendieben werden die Hände abgehackt, dachte Trutz. Scheu musterte er die anderen. Einem fehlte eine Hand, einem die Ohren. Der Vierte war unversehrt. Trutz griff gedankenverloren nach dem Würfelbecher. Die Würfel klapperten und klackten. Dann rollten sie über das Brett. Trutz kannte das Spiel nicht, tat nur, was die anderen ihm rieten. Am Ende der Runde hatte er gewonnen und sie schoben ihm Geld zu.

»Das ist gut«, sagte Trutz. »Wenn ich verloren hätte — ich hätte euch nichts bezahlen können.« Sie lachten.

Als es Abend wurde, und die Bettler von ihrer Tour heimkamen, hatte Trutz bereits ein ansehnliches Häufchen Geld neben sich liegen. Er spielte nun gegen die neuangekommenen Bettler — und gewann weiter.

Sie beschlossen, dass Trutz von seinem Gewinn Pasteten und Wein für alle kaufen sollte. Rupp war immer noch nicht da.

Trutz ging mit dem Bettler mit den verkrümmten Füßen — die natürlich überhaupt nicht krumm waren — in eine der Buden in der Nähe. Die Bäckerin schob die Pasteten gerade erst in den Ofen — so mussten sie warten.

»Habt ihr schon gehört?« fragte sie die beiden und lehnte sich über den Tisch. »Sie suchen noch einen. Die erste Hofdame der Prinzessin war beim Salzgrafen. Woher die wieder etwas weiß? Na, manchmal reitet sie einfach weg und treibt sich tagelang herum. Eine saubere Hofdame ist das! Wenn ich die Prinzessin wäre, würde ich sie davon jagen. Aber man erzählt ja, sie wäre früher einmal Geliebte des Großkönigs gewesen. Da hat sie jetzt einen sicheren Austragsposten.«

»Was hat die Hofdame denn vom Salzgrafen wollen?« unterbrach Trutz den Redefluss.

»Ach ja, er solle die Gaukler, die heute angekommen sind, sofort einsperren und keinen einzigen laufen lassen.«

»Das hätte der Salzgraf bestimmt auch ohne sie getan. Er kann doch diese Spaßmacher, die ihn womöglich nachahmen und verspotten, nicht ausstehen. Und Artisten sind für ihn nur faules Gesindel. Ach, und uns, uns gönnt er doch überhaupt keine Abwechslung, kein bisschen Unterhaltung. Tagaus tagein sollen wir nur arbeiten«, warf der Begleiter von Trutz ein.

»Die Gaukler hätten auch nicht viel großartiges mehr geboten! So ein elender Haufen! Ihr hättet sie sehen sollen! Hohlwangig, dreckig und abgerissen! Ihre Kostüme wurden ihnen geraubt, haben sie erzählt. Von wilden Tieren wurden sie angefallen. Einige hatten eiternde Bisswunden. Die Soldaten — stell

dir vor, unsere Soldaten! — haben für sie am Markt gesammelt, damit die Leutchen sich im Kerker endlich mal wieder satt essen können.«

»Dann müssen sie schon sehr elend gewesen sein, wenn sie sogar unseren Soldaten leid tun!«

»Vor allem aber auch, weil sie ja den Befehl der schwarzen Hexe ausführen mussten. Sie mögen sie doch nicht.«

»Wer mag sie schon?«

Lucille ist da, dachte Trutz. Ob sie auch krank ist? Und Elisabeth lässt sie festnehmen, weil sie denkt, ich bin bei ihnen. Oder sie denkt, wenn sie Lucille hat, komme ich aus meinem Versteck, um Lucille zu sehen. Arme Lucille! Und armer Trutz, denn ich darf nicht zu ihr. Aber vielleicht kann ich jemanden zu ihr schicken. Trutz holte tief Luft. Dann sagte er: »Ich habe heute beim Würfeln eine Menge Geld gewonnen. Ich würde auch gerne etwas für die Gaukler tun. Wegen einem Gelübde muss ich allen Blinden helfen. Ist bei den Gauklern vielleicht ein Blinder dabei? Dann könnten wir ihm ja eine von deinen Pasteten bringen.«

»Ein Blinder? Davon habe ich nichts gehört. Nur zwei Spaßmacher, eine Akrobatin, ein Seiltänzer, ein Muskelmann, ein Jongleur — aber so alt und zittrig wie der ist, fängt der keinen Ball mehr.«

»Sieben Leute nur?«

»Sechs! Sechs waren es. Mehr nicht. Blind war keiner.«

»Trutz beschenkt nur blinde alte Männer und junge Mädchen!« spottete sein Begleiter.

»Junges Mädchen hatten sie nur das eine, die Akrobatin, eine ganz dünne Blonde. Das war die mit der schlimmen Wunde am Bein.«

Lucille war nicht dabei. Trutz wusste nicht, sollte er darüber froh sein oder nicht. War sie der Festnahme entgangen oder war sie bei dem Überfall getötet worden? Ich muss doch selber zum Stadthaus und die Gaukler fragen, überlegte er.

»Und wen sucht die Hofdame nun?«

»Das erzählt die doch nicht auf der Straße herum!«

»Ich muss sofort ins Stadthaus und die neuen Gefangenen sprechen«, erklärte Trutz. Rupp schüttelte den Kopf.

»Wenn du dort hingehst, musst du auch dort bleiben. Im Kerker sind immer Zimmer frei.«

»Ich muss wissen, ob Lucille bei ihnen ist. Und wenn sie nicht dort ist, müssen sie mir sagen, wo sie geblieben ist.«

»Trutz«, sagte Rupp, »du musst verschwinden, am besten sofort. Sie suchen dich. Eine Kreatur des Salzgrafen, sein Zuträger, der überall horcht, schleicht herum und fragt nach dir.«

»Nach mir?«

»Ja, er fragt, wer den jungen Mann mit Pfeil und Bogen gesehen hat, einen Jäger aus dem Wald. Und wer weiß, wo du bist, soll dir ausrichten, du sollst hinaus zum Spital kommen. Deine Freundin, die blinde Wahrsagerin, wartet im Spital auf dich.«

»Ich muss hin, sofort!«

»Trutz, das ist eine Falle! Diese Kreatur ist falsch und verschlagen. Wir kennen ihn — leider! Frag Pit, warum sie ihm die Hände abgehackt haben. Bei Pit war es genauso. Der kriegt Geld, wenn sie dich fangen, und drum will er dich aus deinem Versteck locken.«

»Lucille wartet auf mich.«

»Lass sie warten. Im Spital ist sie gut aufgehoben.«

»Sie erwischen mich schon nicht.«

»Trutz, du bist für uns alle eine große Gefahr! Wenn sie dir folgen, sind wir mit dran.«

»Ich komme nicht mehr hierher. Ich gehe mit Lucille weg, weg von Salzstadt, nach Hause.«

»Jetzt in der Nacht kannst du gar nichts machen!«

»Doch, ich gehe sofort. Morgen früh bin ich schon oben auf dem Pass.«

»Beppo und Schorsch werden dich beobachten. Wenn du uns in Gefahr bringst, hast du ein Messer im Rücken.«

»Ich werde euch nicht verraten. Außerdem, sie erwischen mich nicht.«

»Du kennst dich in Salzburg noch viel zu wenig aus! Aber bitte, wenn du meinst, dann geh. Und lass dich hier nie mehr sehen.«

»Ich danke dir, Rupp«, sagte Trutz.

»Du bist auch der Sohn eines Edelmannes. Das habe ich gleich gespürt«, erklärte Rupp. »Im Reiche König Hattos wären wir Ritter und würden zusammen das Reich durchstreifen.«

»Ja«, lachte Trutz, »und uns einen Dreck um König Hatto und seine Gesetze scheren.«



Im Gebirge ist überall Salz. Manchmal sind es nur schmale Streifen, nicht breiter als eine Hand, die das Gestein durchziehen. Manchmal steckt es in engen gewundenen Gängen, die frei werden, wenn die Salzhauer das Salz herausholen. An anderen Stellen kommt es durch ein breites Tor wie ein versteinertes Fluss heraus. Zu der Zeit, als ich Schreiber war, hatten sie eine große Halle gefunden, die voll war mit Salz, mit rotem, gelbem, grauem und sogar weißem Salz. Die Männer standen nebeneinander und schnitten einen Salzblock nach dem anderen heraus, und dahinter war wieder nur Salz. Die Berggöttin war dem neuen Salzgrafen und dem König Liaszar wohlgesonnen, denn nie war es so leicht gewesen, das Salz herauszuholen, nie hatte es so viel auf einmal gegeben. Als ich das letzte Mal mit dem Salzgrafen dort war, hatte die Halle, die durch den Abbau entstanden war, solche Ausmaße angenommen, dass das Licht der Fackeln sie nicht erhellen konnte.



Das Spital lag in tiefer Dunkelheit. Nirgends ein Licht, kein Mond, kein Stern. Die Wolken am Himmel verhießen Regen. Beppo und Schorsch hatten ihren Wachtposten an der Zufahrtsstraße bezogen und Trutz allein weitergehen lassen. Nun stand er vor dem schweren Tor. Trutz wandte sich nach links, wo er einen Bach vermutete. Bald hörte er das leise Glucksen, wo das Wasser durch ein Rohr aus der Mauer kam. Trutz tastete und prüfte mit einem Stock. Aber die Öffnung war zu eng, dazu schräg und dann schlug sein Stock gegen die Stäbe eines Eisengitters. Hier konnte er nicht hinein.

Trutz ging weiter. Auf einmal zerschnitt ein hoher schriller Schrei die Stille, ein Laut so voller Schmerz und Verzweiflung, dass er Trutz durch Mark und Bein ging. Nach einigen kurzen, lauten Tönen ging er in ein Wimmern über, das an- und abschwoll, schließlich erstarb.

»Lucille«, flüsterte Trutz leise, »Lucille, ich komme doch.«

Sie musste ganz in der Nähe sein. Trutz hatte schon die abgelegenste Seite des Spitals erreicht. Hier brachten sie wohl die Kranken unter, von deren Schreien der Rest nicht gestört werden sollte. Wieder dieser Schrei, nur ganz kurz und scharf, und dann ein Wimmern. Lucille musste schwer verletzt sein, dass sie solche Schmerzen litt. Trutz tastete die Mauer ab. Sie war aus groben Bruchsteinen gebaut. Tatsächlich bot sie genügend Ritzen und Kanten als Halt für Finger und Zehen. Die Sorge um Lucille half mit, jedenfalls stand Trutz bald darauf schwer atmend oben auf der Mauerkrone. Unter ihm einige Hütten mit Strohdach. Er legte sich auf den Bauch und rutschte an der Mauer nach unten. Wieder dieser Schrei. Er kam aus einer der dunklen Hütten. Trutz tastete nach der Tür. Knarrend öffnete sie sich. Ein flackerndes Talglicht stand neben einem Strohlager. Schwarze Haare auf der Decke und dem Stroh ausgebreitet, Finger, die an den Strähnen zupften. Trutz stürzte zu ihr und beugte sich über sie. »Lucille«, flüsterte er, »Lucille, ich bin da, ich, Trutz. Du musst keine Angst mehr haben. Ich bin da, ich beschütze dich.«

Lucille warf den Kopf hin und her und wimmerte schwach.

»Ich bin gekommen, Lucille, wir gehen nach Hause. Hörst du mich nicht? Lucille, Trutz ist da!«

Lucille wimmerte lauter.

Trutz packte ihre Schultern und schüttelte sie.

»Gemach, gemach, junger Mann!« sagte eine ruhige warme Stimme. »Sie erkennt niemanden. Lass sie los. Jede Berührung tut ihr weh.«

Trutz schaute auf. Eine der Schwestern des Spitals saß im Halbdunkel des Talglichtes am Kopfende von Lucille. Trutz löste gehorsam die Hände von Lucilles Schultern.

»Was ist passiert? Was fehlt ihr, dass sie so schreit? «

»Das Gift fehlt ihr. Wenn du sie kennst, weißt du es doch, dass sie ständig große Dosen von Aspridit nimmt. Nun hat sie keines mehr, und wir hier haben auch keines. So ist das.«

»Ich werde ihr von dem Zeug holen. Schickt mich hin.«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Es gibt in ganz Salzstadt nur einen Menschen der Aspridit hat, und der Mensch, die Frau, will mit dir über den Preis verhandeln. Ich sehe den Bogen, den Köcher. Du bist der, mit dem sie verhandeln will.«

Lucille lag ganz starr, den Hals verdreht, die Finger im Krampf zu Krallen gekrümmt. Trutz spürte, wie ihn ein Gefühl von Angst ergriff.

»Sie wird doch nicht sterben?«

Die Schwester goss Wasser in eine Schüssel und tauchte ein Tuch ein.

»Nein, so schnell noch nicht. Aber Aspridit ist teuer.«

»Ich habe Geld, heute beim Würfeln gewonnen.«

»Ich glaube, die Dame will kein Geld.«

Sie wischte Lucille mit dem Tuch über das Gesicht, über die unruhigen Augen, wischte Speichelfäden aus dem Mundwinkel.

»Die Dame?«

»Eine vornehme Dame. Sie will dir Aspridit geben, wenn du ihr einen Dienst leistest. Mehr weiß ich nicht.«

»Die Dame mit dem schwarzroten Mantel, auf dem Rappen — Ich glaube, ich weiß, was sie will.«

Lucille setzte sich ruckartig auf und stieß wieder den schrillen Schrei aus, so schrill, so durchdringend, dass Trutz glaubte, sein Kopf würde in tausend Stücke zerspringen. Dann sank sie wimmernd wieder ins Stroh. Die Schwester tauchte den Lappen in die Schüssel und wrang ihn aus.

»Sie hat schon zwei Tage nichts mehr gehabt. Noch einen Tag, dann lassen die Schmerzen und die Alpträume nach. Eigentlich wäre es besser, ihr nichts mehr von dem Gift zu geben. Beim nächsten Mal, ich meine, wenn sie das nächste Mal an keines drankommt, geht es wieder von vorne los. Für dieses Mal hat sie es schon fast überstanden. Und wenn sie nicht wieder damit anfängt ... ja, das wäre bestimmt besser für sie.« Sie legte Lucille den Lappen auf die Stirn.

Trutz biss die Zähne zusammen. Einen Dienst leisten gegen Aspridit, um Lucille von den Schmerzen zu erlösen, die Prinzessin erschießen, damit Lucille wieder glücklich würde ... die Frau im Mühlental, im dunklen Innern der alten Mühle, ihre scharfe Stimme klang in seinen Ohren.

»Wenn sie die Frau ist«, stammelte Trutz, »der ich schon einmal begegnet bin, dann hat sie die Macht, mich das tun zu lassen, was sie will, alles was sie will, so sehr ich mich dagegen stemme.«

Lucille lag wieder ruhig, ganz starr. Ihre Hände auf der Bettdecke zuckten. Die Schwester schaute Trutz ins Gesicht, kein Wort sagte sie, schaute ihn nur an.

»Ich bin in etwas hineingeraten, das ich nie wollte. Sie haben mich gezwungen; die vier, die sie vor ein paar Tagen gefangen haben, haben mich hierher geschleppt, haben mir gedroht, mich umzubringen, wenn ich es nicht tue. Und eine Frau mit Namen

Elisabeth steckt mit ihnen unter einer Decke, verrät, wo die Prinzessin zu finden ist.«

»Sei still«, sagte die Schwester, »ich will es gar nicht wissen.«

Lucille sprang auf, stand auf ihrem Bett, in einem kurzen Hemdchen. Trutz sah ihre dünnen Beine, nur Haut über den Knochen, sah eiternde Stellen.

»Komm, leg dich wieder hin.« Trutz nahm ihre Hände, um sie herunterzuziehen. Aber sie riss sich los und schrie: »Trutz! Trutz! Geh nicht hin! Geh nicht hin! Geh nicht hin! «

Er versuchte, sie an den Schulter herunterzudrücken. Lucilles Knie gaben nach und sie sank nach vorne.

»Trutz, lauf weg! Lauf weg! Bleib nicht hier. Lauf weg! «

»Ich kann nicht weg«, sagte Trutz. Lucille ließ sich von ihm helfen, wieder unter die Decke zu kriechen.

»Ich bleib bei dir bis sie mich holen«, sagte er.

»Nein, Trutz, du musst weg.« Lucilles Stimme klang ganz ruhig und vernünftig. »Geh den dunklen Weg«, setzte sie hinzu. »Die gefräßige Göttin ist eine gute Mutter. Es gibt einen Weg und den musst du gehen.«

Trutz strich ihr die Strähnen aus dem Gesicht. Lucille schloss die Augen. Sie atmete heftig. Die Decke über ihrer Brust hob und senkte sich.

»Was soll ich tun?« fragte er leise. Die Schwester gab keine Antwort. Das Talglicht flackerte unruhig.

»Ich will Lucille doch helfen. Aber es ist eine Falle«, sagte Trutz, »und ich wette, draußen stehen schon ein paar Mann bereit, um mich zu ihr zu bringen.«

Tränen stiegen ihm in die Augen. Verstohlen wischte er sie mit dem Handrücken weg. Er zog seinen Brustbeutel heraus. Er fingerte den Perlenohrring hervor und hielt ihn der Schwester hin. »Hier, das ist das Kostbarste, was ich habe. Sorge gut für Lucille. Bring ihn aufs Schloss, gib ihn der Prinzessin. Ich denke, ich hoffe, sie wird euch Geld dafür geben. Verkauft ihn nicht irgendwem.«

Wortlos nahm die Schwester die Perle aus seiner Hand. Eine Falte war zwischen ihren Brauen entstanden.

»Ich könnte dir helfen«, sagte sie. »Es gibt noch einen Weg, den dunklen Weg, von dem deine Freundin gerade gesprochen hat, auch wenn ich nicht weiß, wo er hinführt.«

Im Tempel der Guten Göttin, einem kleinen schmucklosen Raum, dort, wo die Mauer des Spitals an den Berg anschloss, wucherten sie gemeinsam eine Steinplatte hoch. Trutz ließ sich in die Öffnung hinuntergleiten. Er stand in einem Gang, der so niedrig war, dass er den Kopf einziehen musste. Die Schwester reichte ihm ein Bündel Kienspäne. Einen entzündete sie noch am Feuer vor dem Göttinnenbild.

»Die Gute Göttin schütze dich!«



Salzstadt liegt in einem Gebirgstal, das nur über einen einzigen Pass erreicht werden kann. Die Stadt ist an einen Gebirgshang gebaut und zu ihren Füßen erstreckt sich ein klarer kalter See. Das Salz wird in Säcken und Fässern verstaut und auf dem Rücken von Maultieren oder mit Ochsenkarren über den Pass geschafft. Oder es wird auf flachen Booten über den See geschifft. Die Häuser sind aus festem Stein gebaut und mit Holzwerk verziert. Von den Häusern ziehen sich Keller und Gänge ins Gebirge hinein. Manche Nachbarn und Freunde können sich besuchen, ohne den Fuß auf die Straße zu setzen. Es gibt unterirdische Hallen, die als Speicher und heimliche Versammlungsräume dienen.



Trutz hielt den brennenden Kienspan vor sich und kroch auf allen Vieren den Gang entlang. Der Boden war feucht und lehmig, aber über ihm war ein Bogen aus Steinen. Ein Fluchtgang, dachte er, ich werde irgendwo ein Stück außerhalb des Spitals herauskommen. Als der Gang immer weiter führte, wurde er unruhig. Ein sehr langer Fluchtgang, er geht vielleicht sogar bis in die Stadt. Dann komm ich in irgendeinem Haus im Keller heraus. Die Bewohner werden die Wache holen, wenn ich auftauche. Aber es ist egal. So oder so, jetzt erwischen sie mich. Dann muss ich mich nicht länger verstecken.

Schließlich war der Gang doch zu Ende. Der Gang war zu Ende, aber Trutz war immer noch unter der Erde, in einer großen Höhle. Der Kienspan reichte nicht aus, um bis zum Ende der Halle zu leuchten, so weit dehnte sie sich nach allen Seiten. Eine Höhle mit spiegelndem schwarzen Boden, mit einem unterirdischen See. Wasser tropfte von den Wänden. Wenn ein Tropfen auf die Oberfläche des Sees traf, hallte es durch die Höhle. Kreise breiteten sich aus über die ganze Fläche, liefen bis zum Rand. Dann lag der Teich wieder wie ein Spiegel. Trutz tauchte die Hand ein, um zu fühlen, wie warm es war. Sofort breiteten sich um seine Hand Ringe aus und liefen davon, bis sie aus dem Lichtschein verschwunden waren.

Trutz fand einen schmalen Weg zwischen See und Felswand, den er weiter ging. Grob behauene Stufen führten aus der Höhle hinaus. Es ging ziemlich steil bergauf. Trutz stieg weiter.

Trutz entzündete den nächsten Kienspan am herabgebrannten alten. Die neue Flamme leuchtete hell auf. Silbern glitzernde Adern im Gestein des Ganges warfen das Licht zurück. Trutz feuchtete seinen Finger an und rieb daran. Dann schleckte er den Finger ab: Er schmeckte salzig. Andere Adern schimmerten mehr gelb oder rot. Salz, dachte Trutz, alles Salz, zwischen den Felsen, zwischen den Steinen. Keine Diamanten und keine Saphire, kein

Gold oder Silber — der Schatz der Berggöttin ist Salz. Einen Augenblick meinte Trutz Stimmen zu hören. Aber als er lauschte, hörte er nichts als das Blut, das in seinen Adern pochte.

Trutz stieg weiter. Der Lichtschein hüllte ihn wie in eine Kugel ein. Seine Schritte hallten. Bald muss ich ans Licht kommen, überlegte er. Der Stein und Fels um ihn und über ihn bedrückte ihn. Es war ihm, als fehlte ihm die Luft zum Atmen. Aber das kommt nur, weil ich so schnell steige. Trutz zwang sich, gleichmäßiger zu atmen. Er ging weiter. Die Panik verschwand. Die Stimmen kamen wieder, seltsame Stimmen, lang gezogene Töne ohne Atemholen. Es ist der Wind, der durch die Gänge streicht und sich an Vorsprüngen und Zacken fängt, versuchte Trutz die Erscheinung zu erklären. Trotzdem verließ ihn die Unruhe nicht.

Eine Weile später spürte er einen kalten Windhauch über sein erhitztes Gesicht streichen. Es wurde heller. Licht kam durch eine Art Fenster im Fels, graues Morgenlicht. Direkt davor die dunklen Mauern der Burg, kaum zu unterscheiden von der Felswand dahinter. Ein leerer Hof mit ein paar Büschen. Eine einzelne fast heruntergebrannte Fackel hauchte roten Schein auf die Wand eines Gebäudes.

»Von hier aus sollte ich wohl meinen Pfeil abschießen«, überlegte Trutz, »wenn es nach dem Willen von Elisabeth und Wezzo gegangen wäre.« Er warf einen Blick nach unten, konnte aber nicht erkennen, wie tief der Abgrund unter ihm war, in den ihn Aino stürzen sollte, falls er sich weigerte, zu schießen. Unwillkürlich musste Trutz lachen. Das Echo wiederholte es und warf es wieder und wieder zurück: ein Krächzen, das mit jedem Mal heiserer wurde.

Die Stimme des Windes sang im Schacht als Trutz weiter stieg. Die Ärmel seines Hemdes flatterten. Die Flamme über ihm flackerte unruhig im Luftzug. Oder waren es die Priesterinnen der Berggöttin, die uralten Frauen, die in den Höhlen hausten

und Trutz am Ärmel mitzogen? Sangen sie diese Lieder, diese Hymnen?

Der Gang weitete sich, die Wände wichen zurück, die Decke wurde höher. Kauerten hier Gestalten in den Nischen — nein, es waren nur Felsbrocken. Der vielstimmige Gesang wurde lauter. Immer mehr Stimmen vereinten sich zum Chor, um das Loblied der Berggöttin zu singen. Noch fehlten Flöte und Trommel. Trutz ging weiter, umrundete Felsvorsprünge und kletterte über Felsblöcke. Schatten tanzten im Schein seiner Fackel. War da vorne nicht noch ein Licht? Nein, bestimmt nur eine Spiegelung, eine Täuschung.

Ein schwarzes Loch gähnte in der Wand — ein Durchgang wohin? zur Burg? Trutz ging ein Stück in den Gang hinein: er war schlüpfrig und glatt und führte leicht abwärts, aber eben nur so leicht, dass ablaufendes Wasser Erde zwischen den Steinen abgelagert hatte. In dem feuchten Lehm waren ganz deutlich Fußabdrücke zu erkennen, Fußabdrücke, die Trutz entgegenkamen. Sie sahen so frisch aus, als ob der Wanderer eben erst vorbei gegangen wäre.

Trutz kehrte um und folgte den Spuren in die große Halle. Der Lehm auf den Steinen war noch feucht. Die Spuren führten quer durch die Halle, liefen ein Stück nach links, kehrten um, wurden immer schwächer. Dann lag ein großer glänzender Lehmklumpen am Boden: vom Schuh des Wanderers abgefallen. Trutz leuchtete hierhin und dorthin und fand keinen Durchgang. Der Wind orgelte durch die große Halle. Hier musste es mehrere Öffnungen nach draußen geben. Bei Regen lief hier sogar Wasser. Deswegen waren die Steine im Untergrund festgebacken. Aber da lag einer mit der dunklen Seite nach oben. Er war losgetreten worden. Und da noch einer. Hier musste der Durchgang sein. Trutz hatte immer nach einem bergmännischen Schacht Ausschau gehalten. Dieser Durchgang hier war eine natürliche Spalte, eng, sehr eng, aber für einen Menschen doch gangbar. Sie führte steil bergauf.

Immer wenn Trutz meinte, jetzt wäre der Weg versperrt, gab es doch irgendwie ein Durchkommen.

Und still war es. Der geheimnisvolle Chor war verstummt. Nur ab und zu hallten dumpfe Schläge zu Trutz empor, wenn ein losgetretener Stein aufprallte. Trutz spürte wieder Panik aufsteigen. Wenn der Spalt sich hinter ihm schloss? War er von heimtückischen Berggeistern nur aufgetan worden, um ihn zu fangen? Hatten sie die Fußspuren gelegt, um ihn ins Verderben zu locken? Wenn die Kienspäne abgebrannt waren und er in völliger Dunkelheit gefangen war, fielen sie dann über ihn her mit scharfen Zähnen und Krallen?

Die Spalte wurde immer steiler. Trutz musste die Hände zu Hilfe nehmen. Den Kienspan hielt er zwischen den Zähnen. Aber die Anstrengung des Kletterns, die Suche nach Griffen und Tritten lenkte ihn von seiner Angst ab. Wieder ein Lied. Trutz stemmte sich mit den Beinen ein und lauschte. Ein altes Weihe- lied, gesungen von einer Frauenstimme. Trutz rutschte ab und ein Stück den Schacht hinunter. Er fiel nicht weit, schlug aber schmerzhaft mit den Ellbogen gegen die Felsen. Die Stimme brach ab. Eine Pause, in der Trutz den Atem anhielt und die Finger in den Fels krallte, um nicht noch einmal hinunterzupoltern. Die Stimme setzte neu ein, unsicher.

Trutz kletterte weiter. Er zwängte sich weiter durch den engen Spalt und stand dann wieder in einer großen Halle. Merkwürdiges Licht erfüllte sie, trieb in schimmernden Schwaden vorbei. Die Unbekannte brach ihr Lied ab.

Der Nebel war der Qualm einer feucht gewordenen Fackel, die in einem Felsspalt steckte. Sie beleuchtete ein grauenhaftes Bild, eine Fratze mit spitzen Hauern und einer lang heraushängenden Zunge. Die Augen quollen aus den Höhlen und stierten auf einen blutigen Klumpen Fleisch, den eine Krallenhand zum Maul führte. Zu Füßen der Gestalt lagen Knochen und Schädel. Etwas seitwärts davon stand eine Gestalt in Kapuze — die Sängerin.

Trutz lief eine Gänsehaut über den Rücken. Nach drei Schritten wagte er es nicht mehr, weiterzugehen. Natürlich war es nur eine Statue, ein Bild der Gefräßigen Göttin. Aber sie wirkte doch erschreckend lebendig, wie der Fackelschein über sie tanzte.

Die Sängerin war ein paar Schritte zu dem grässlichen Göttingenbild hingegangen, wie um dort Schutz zu suchen. Trutz hatte das Gefühl, dass er nun an der Reihe war, ein Lied zu singen. Das einzige, das ihm einfiel, war »Die Prinzessin im blauen Kleide«.

»Der Prinzessin im blauen Kleide
tu ich bestimmt nichts zu Leide.
Die Prinzessin mit goldenen Haaren
wird ihre Schönheit bewahren
noch nach vielen Jahren
trotz aller Gefahren,
gut geschützt, gut geschützt,
die Prinzessin mit goldenen Haaren.«

Die Kapuzengestalt im Schatten lachte spöttisch: »Das Lied kenne ich noch nicht. Wo hast du es her?« fragte sie. Sie hatte eine Kapuze über den Kopf gezogen, so weit, dass ihr Gesicht nicht zu sehen war.

»Von einem Bettler, der am Rande des Marktes in Salzstadt sitzt. Er hat verkrümmte Füße und schleppt sich mühselig auf zwei Krücken dahin. Aber wenn er bei seinen Freunden ist, den anderen Bettlern, den Possenreißern, den Taschendieben, dann wirft er die Krücken weg und tanzt und springt und singt dieses Lied. Ich hoffe, es hat ihr gefallen«, dabei wies er mit dem Kinn zu der Statue.

»Was führt dich ausgerechnet in dieser Nacht in den verborgenen Tempel?« fragte sie.

»Ich bin auf der Flucht vor dem Salzgrafen.« Unmittelbar danach hätte er sich am liebsten die Zunge abgebissen. Wieso plauderte er alles aus? Diese Knappenkleidung, sie kam doch aus der Burg.

»Und wo willst du hin?«

»Hinauf ins Gebirge«, antwortete Trutz.

»Dann haben wir den gleichen Weg.«

Sie suchten zusammen den Ausgang aus der Höhle. In einer Nebenkammer lagen vertrocknete Mumien mit ledriger Haut und grinsenden Schädeln auf einem Kissen von ausgefallenen Haaren, bedeckt von Kleidungsstücken, auf denen roter Staub Gürtelschnallen und Gewandnadeln nachzeichnete. Eine der Mumien hatte quer über der Brust ein Schwert liegen. Als Trutz danach griff, fiel das Leder der Scheide ab und eine blitzblanker Klinge kam zum Vorschein.

»Das ist das Schwert des Salzgrafen«, flüsterte Trutz. »Sein Sohn hat mir erzählt, dass er hier in den Höhlen begraben ist.«

»Wer das Schwert findet, wird Salzgraf«, sagte sie mit ihrer spöttischen Stimme.

Trutz lachte: »Das bleibt aber geheim. Erst einmal brauche ich einen Ritter, der mich als Knappen nimmt.«

»Auch müssen wir hinaus, sonst muss ich dich auch mit dem Schwert auf der Brust aufbahnen, Herr Salzgraf. Mein Name ist Litz.«

Trutz prüfte die Schneide des Schwertes: sie war immer noch scharf. Ein Wellenmuster von schwarzen und silbernen Linien zog sich über das Blatt. Trutz strich bewundernd darüber. Litz stand schweigend daneben.

»Der Sohn des Salzgrafen hat den Ausgang gefunden?« fragte sie nach einer Weile.

»Er ist wieder hinunter nach Salzstadt.«

»Ich fürchte fast, wir müssen auch hinunter«, seufzte Litz, »hier geht es nicht weiter.«

»Oder zumindest bis in die letzte Halle«, meinte Trutz. »Vielleicht gibt es dort noch einen Gang, den wir übersehen haben. Ich bin ja einfach deiner Spur nachgegangen.«

»Auf dem alten Pergament, das ich gefunden habe, steht aber, dass der Weg gegenüber der Einmündung des Schachtes von der Burg her weiterführt und dass es eine enge steile Spalte ist. Soweit stimmt die Beschreibung.«

»Hast du den Plan nicht dabei?«

»Es war keine Zeichnung, es war ein Text. Ich habe ihn auswendig gelernt und dann verbrannt.«

»Und wie soll es weiter gehen?«

»Da war ein Stück, das ich nicht verstand. Die Unholdin weicht der Schönen, wenn du ihr Herz bewegst.«

»Hast du deswegen gesungen?«

Sie schwieg und schüttelte die Kapuze ab. Helle Haare, zu zwei Zöpfen geflochten, kamen zum Vorschein.

Trutz starrte sie an.

»Du bist ...« stammelte Trutz.

»Ja«, sagte sie, »ich bin es. Ich halte es nicht mehr aus, in der Burg eingesperrt zu sein.«

Die Wände ringsum waren glatt, ohne Spalten und Risse, bis auf den einen, durch den sie heraufgekommen waren. Sie begannen, wieder hinunterzuklettern. Sie gingen langsam vor und leuchteten immer wieder die Wände ab, ob es nicht eine weitere Spalte gäbe. Als sie gerade wieder anhielten, bemerkte Trutz die Veränderung: Es war nicht länger still im Schacht. Er hörte Steine fallen sowie ein Schaben und Kratzen. »Es kommt jemand«, flüsterte er.

So schnell sie konnten, kletterten sie wieder in den Tempel. Litz nahm das Schwert des Salzgrafen, Trutz hakte die Sehne auf den Bogen und legte einen Pfeil ein. Sie neigten die Fackel so, dass

sie den Ausgang beleuchtete. Litz verbarg sich im Schatten des Götterstandbildes, während Trutz gegenüber kniete. Ein massiger Schatten tauchte im Durchgang auf. Die weißen Fänge glitzerten im Fackelschein — nur kurz, da fuhr ihm ein Pfeil direkt ins hechelnde Maul. Das Tier jaulte auf, taumelte vorwärts auf Trutz zu. Das Knurren erstarb immer noch nicht, als ein zweiter Pfeil seine Kehle durchschnitt. Trutz hatte schon den nächsten Pfeil auf der Sehne liegen und ließ ihn los. Der Pfeil prallte am Fels ab, änderte seine Richtung und schlug knapp neben Litz ein.

Litz schrie gellend. Trutz packte die Fackel und sprang hin. Das Mädchen schlug um sich, wollte ihn nicht näher lassen. Der Pfeil steckte dicht neben ihrem Hals in der Kapuze, die auf ihrer Schulter lag. Trutz streckte die Hand aus, um den Pfeil herauszuziehen, aber er zitterte so sehr, dass er den Pfeil abbrach. Litz riss ihre Kapuze frei und sank zu Boden. Sie hörte zu schreien auf und schluchzte nur noch vor sich hin. Trutz ging neben ihr in die Knie. »Bitte«, stammelte er, »bitte glaub mir, das wollte ich nicht. Der Pfeil ist angestoßen und abgelenkt worden.«

Litz zog die Kapuze über sich und schluchzte in sich hinein.

Brennendes Pech tropfte von der Fackel auf den Boden, flackerte dort kurz und verlöschte.

»Wenn der tödliche Pfeil das Herz der Schönen trifft, ...« sagte Trutz.

»... wird die Hand des Schützen nicht zittern«, fuhr Litz fort. »So lautet die Prophezeiung. Elisabeth hat nur noch davon geredet, bis ich vor Angst fast vergangen bin.«

»Es ist gar keine Prophezeiung«, sagte Lutz, »es ist ein altes Lied. Es ist mir soeben wieder eingefallen. Als ich noch ein Kind war, habe ich es einmal gehört. Eine Ballade von einem Schützen, der immer getroffen hat und aus Versehen beinahe seine Liebste erschoss. Keine Prophezeiung. Nein, es heißt auch anders. Ich weiß es nicht mehr. Aber es war ganz anders. Keine Prophezeiung. Das haben sie alles nur erfunden.«

»Trotzdem — du hättest mich beinahe getroffen.« Litz zitterte.

»Die Hand der Berggöttin hat den Pfeil abgelenkt, damit er dich nicht trifft.« Er legte den Arm um sie und drückte sie an sich. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Langsam ließ das Zittern nach. Dann schob sie ihn weg, putzte sich mit dem Saum ihrer Tunika die Nase und sagte:

»Die Hand der Berggöttin hat den Pfeil abgelenkt, damit wir den Ausgang finden. Er ist hinter der Statue. Die Rückwand ist aus Holz. Deswegen ist der Pfeil stecken geblieben.« Sie stand auf. »Komm, wir müssen weiter, bevor noch mehr kommen, Hunde oder sonst wer.«

Es war ganz leicht. Man musste nur das Standbild drehen. Auf der Rückseite war die gefräßige Göttin eine ganz andere, eine schöne Frau mit üppigem Busen und Hüften, über die nur ein dünner Schleier drapiert war.

»Die schöne Göttin, die trügerische Göttin«, sagte Trutz. »sie steht für alles, was wir wünschen und hoffen und träumen und sich nie erfüllt.«

Litz drückte Trutz das Schwert des Salzgrafen in die Hand.

»Nimm es mit«, sagte sie, »es soll niemand anderer finden.«

Sie drehten das Standbild wieder zurück, so dass der Durchgang verschlossen war. Dann stiegen sie weiter so schnell sie konnten. Die Fackel war schon fast abgebrannt. Zwei Kienspäne hatte Trutz noch.



König Liaszar ließ seine Tochter nach Salzstadt bringen, weil ihm die Burg die sicherste im Reiche schien. Sie war wie ein gefangener Vogel, der wild um sich schlägt. Sie rannte die Gänge auf und ab, die Treppen hinauf zum Turm und wieder hinunter in die Halle. Ich war beim Salzgrafen, als sie die Tür aufriss und schrie: „Ich will hier

weg!“ Der Salzgraf ließ mich allein mit ihr zurück. Von da an kam sie von Zeit zu Zeit in meine Schreibstube, saß auf dem Hocker und bat mich, ihr eine Geschichte zu erzählen.

Ich erzählte ihr vom Salz und von Salzstadt, von den Salzgrafen und von den Salzhauern. Dann erzählte ich ihr von den finsternen Tempeln im Innern des Berges mit ihren furchterregenden Götterbildern. Als ich alles erzählt hatte, erzählte ich ihr von König Hatto und seiner Familie. Ich erzählte ihr von den letzten Tagen vor dem Fall von Salzstadt, wie sie die Kinder, den Sohn des Salzgrafen und den Prinzen und einige andere durch geheime Gänge hinauf gebracht hatten ins Gebirge. Schließlich erzählte ich ihr, wie der Salzgraf Halingen ganz allein gegen die Soldaten Liaszars kämpfte, tödlich verwundet noch weiterkämpfte, während hinter ihm die Glut eines Scheiterhaufens leuchtete.

Ja, ich gebe es zu, ich habe ihr das geheime Pergament gezeigt, auf dem stand, wo der geheime Gang beginnt und wie er weiter führt. Ich habe nicht geglaubt, dass sie so viel Mut hat, den dunklen Weg des Gebirges zu gehen. Ich dachte, sie wäre ein ängstliches kleines Mädchen. Aber das war sie nicht. Eines Morgens war sie weg. Der Salzgraf wusste nichts von dem Geheimgang und ich hatte nie die Gelegenheit, es ihm zu sagen. Ich war nur der kleine Schreiber, den niemand beachtete.



Der Treck passierte den ersten Kontrollposten. Ab hier war keine Bewachung mehr nötig. Die beiden Ritter grüßten den Zugführer knapp, und dann ließen sie ihre Pferde weit ausgreifen, froh den Trott der Zugochsen vor den schweren Karren hinter sich zu lassen. Es war ein klarer Herbsttag, und auf den Bergen schimmerte schon das Weiß des ersten Schnees.

»Du musst dir vom Salzgrafen Urlaub geben lassen und noch einmal dein Haus am Grünsee aufsuchen, bevor es Winter wird«, sagte Rupp. Als er keine Antwort bekam, setzte er hinzu: »Meinst du, ich habe die sehnsüchtigen Blicke nicht gesehen, die du zu den Bergen hinaufwirfst? Wer von den Rittern der Salzwa- che besitzt schon ein Jagdhaus im Steinmeer! Alle beneiden dich darum, Trutz.«

»Ach, Rupp, du weißt, warum ich in der Gunst des Großkö- nigs stehe. Wenn er mich damals aufhängen hätte lassen, hätte ich auch nichts tun können.«

»Weil du drei Monate mit seiner Tochter durchs Gebirge ge- zogen bist, soll er dich aufhängen? Du hast ihr doch das Leben gerettet. Dafür musste der Salzgraf dich und mich als Knappen aufnehmen, und die Ritterausrüstung hat er uns geschenkt. Was ist es schon, wenn er dir noch ein verfallenes Jagdhaus des al- ten Hatto schenkt! Andere Könige belohnen solche Taten mit Grafschaften!«

Trutz lächelte versonnen. Es war tatsächlich viel eher zu er- warten gewesen, dass der Großkönig ihn hinrichten ließ, wenn, ja, wenn ihm Lisiana alles erzählt hätte. Und Trutz wäre ohne mit der Wimper zu zucken zum Galgen geschritten. Dieser Som- mer mit Lisiana im Steinmeer war jedes Opfer wert. Noch heute dachte er, dass niemals mehr der Himmel so blau und die Sonne so strahlend sein könnten wie damals. Der Wind zauste ihre Haare, wenn sie auf den Gipfeln standen, hoch über den Nie- derungen der gemeinen Welt, in der sie nur Gejagte gewesen waren. Wenn sie nachts auf dem Moos lagen, hatte ihr Him- mel mehr Sterne, als der über dem restlichen Land. Vergessen war, wie jämmerlich sie oft gefroren hatten, wie oft sie Durst litten, weil das Steinmeer auf weite Strecken wasserlos ist, wie oft sie gehungert hatten, weil das Wild nicht in Schussweite von seinen Pfeilen kam. Erst am Grünsee war es besser geworden, in diesem halbverfallenen Haus, das doch Dach und Wände bot,

staubiges Stroh und fadenscheinige Decken Leuchtend wie ein Smaragd lag er zwischen den grauen Felsen als sie den Grat überquerten.

»Wieso ist dieser See so grün?« fragte Litz.

»Wenn du an seinem Ufer stehst«, sagte Trutz gedankenverloren, »ist er überhaupt nicht mehr grün. Dann ist sein Wasser so klar, dass du bis auf den Grund siehst. Wenn du einen Stein hineinwirfst, siehst du ihn langsam in die Tiefe sinken.«

»Warst du schon einmal dort?« Litz runzelte die Stirn.

»Ja, ich kann mich erinnern, dass ich als Kind hier war. Die anderen sagten genau wie du: eigenartig, wie grün dieser See ist.«

»Und du hast Steine ins Wasser geworfen.«

»Ja«, sagte er, »und meine Mutter hielt mich an einem Gürtel. Das andere Kind, der andere Junge, der ist ins Wasser gefallen. Am Abend ist er allein hinausgelaufen, und am Morgen haben sie ihn herausgefischt. Ich war wütend, weil sie ihm mein Wams angezogen haben. Dann haben sie Holz aufgeschichtet, um ihn zu verbrennen. Aber ich durfte das Feuer nicht anschauen. Ich wurde zu einer Frau aufs Pferd gesetzt, und sie ritt mit mir weg. Sie hat den ganzen Weg geweint und mich dabei an sich gedrückt.«

»Weißt du, was du da erzählst?« sagte Litz ernst. »Der Enkel von König Hatto ist hier ertrunken, und du warst dabei. Mein Vater gäbe viel darum, wenn ihm jemand schwören könnte, dass die Knochen, die er in der Asche fand, die des Prinzen waren.«

Trutz horchte in sich hinein, ließ die alten längst vergessenen Bilder aufsteigen.

»Was bringt es mir«, fragte er, »wenn ich es dem Großkönig schwöre, dass es der Prinz war und nicht irgendein anderes Kind?«

»Tod und Verderben bringt es dir«, erklärte Litz. »Es ist besser, wenn niemand davon weiß.«

Sie passierten den zweiten Kontrollposten. Von jetzt ab ging es bergab, die vielen Kehren hinunter zum See. Die Posten winkten ihnen freundlich zu.

»Du bist immer noch der Held vom Steinmeer, der die Prinzessin gefunden und zurückgebracht hat, immer noch«, lachte Rupp.

»Na, wie Helden sahen wir nicht gerade aus. Die Schuhe waren zerfetzt. Wir schützten uns mit ungegerbten Fellen vor dem Schnee. Die Posten am Burgtor wollten uns gar nicht einlassen, weil sie uns für Landstreicher hielten. Der Großkönig wird euch mit glühenden Zangen das Fleisch von den Knochen reißen, schrie Lisiana, wenn ihr seine Tochter noch länger barfuss im Regen stehen lasst. Aber sie waren unerbittlich. Zum Glück wusste ich, wo ich dich finden konnte, so dass wir uns erst einmal trocknen und aufwärmen konnten.«

»Auf diese Weise bin ich auch in den Genuss einer Ritterrüstung gekommen«, nickte Rupp. »Erinnerst du dich, wie ich damals zu dir sagte, wir könnten Ritter sein, die zusammen auf Abenteuer reiten? Nun ist es so gekommen.«

»Ja, aber wir reiten im Dienste des Salzgrafen, um die Transporte zu sichern. Immerhin habe ich bei dem Überfall dieser verdammten Bande eine Wunde davongetragen. Es geht nichts über Pfeil und Bogen. Aber als edler Ritter kämpft man nur mit Lanze und Schwert. Im Ernst, ich freue mich auf mein Bett. Es tut ziemlich weh nach dem langen Ritt.«

Doch Rupp wollte etwas anderes wissen: »Sag, Trutz, Lisiana und du, ihr wart drei Monate zusammen. Ihr habt nebeneinander geschlafen ...«

»Neugieriger Kerl«, unterbrach ihn Trutz. »Für Lisiana war ich immer so etwas wie ein jüngerer Bruder. Ich konnte schießen, ich konnte die Beute abhäuten und ausnehmen, ich wusste, wie man Felle trocknet — aber von dem, was in der Burg des Salzgrafen oder gar am Hofe des Großkönigs vor sich geht, davon hatte ich keine Ahnung. Das hat mir Lisiana erklärt.«

»Ihr werdet doch nicht die ganze Zeit über Politik geredet haben«, spottete Rupp.

»Nein, natürlich nicht«, bestätigte Trutz, »wir hatten genug zu tun, um zu überleben, vor allem als es kalt wurde und die Tiere nicht mehr zum See kamen, so dass wir nichts mehr zu essen hatten. Und Holz zum Heizen gab es auch nicht genug.«

»Ihr habt also im alten Jagdhaus gewohnt.«

»Die letzten Wochen zumindest.«

Mein lieber Rupp, sagte Trutz still zu sich, du bist zwar mein bester Freund, aber alles verrate ich dir auch nicht, schon gar nicht, wenn es Litz betrifft. Wie sie ihren Kopf an meine Schulter lehnte, wenn sie verzweifelt und traurig war ... Und dann wieder, wenn ich glaubte, es ginge nicht weiter, dann hat sie mich getröstet und gestreichelt. Wir haben uns umarmt, um uns gegenseitig Mut zu machen, um uns zu wärmen und weil wir so einsam waren; zwei verlassene Kinder in der Ödnis des Steinmeeres. Es war nicht so wie bei deinen Küchenmägden, die kichern, wenn du sie um die Hüfte fasst. Sie kommen mit roten Wangen aus dem Heustadel, und du grinst triumphierend hinter ihnen her. Was Lisiana und mich verbindet, das wirst du nie verstehen. Was Lisiana und mich verband, verbesserte er sich selbst. Seit sie wieder am Hofe ist, habe ich sie nie mehr gesehen, außer in meinen Träumen.

Die ersten Häuser tauchten auf, die Villen der reichen Händler am See. Etwas abseits davon erhoben sich die weißen Mauern des Spitals. Trutz lenkte sein Pferd auf die Zufahrt.

»Was willst du dort?« fragte Rupp erstaunt. »Lucille ist doch schon drei Jahre tot, und die kleine Artistin auch.«

»Das weiß ich selber am besten. Ich will der Krankenpflegerin einen guten Tag sagen und mein Bein verbinden lassen. Kommst du mit?«

Als sie vor dem Tor vom Pferd stiegen, sahen sie einen Kurier vorbeigaloppieren.

»Trutz«, warnte Rupp, »eine Nachricht vom Großkönig für den Salzgrafen. Es wird nichts mit Bettliegen. Eben ist ein neuer Auftrag für die Salzwache eingetroffen.«

Eine Schwester kam in die Gaststube, begrüßte Trutz und Rupp. Trutz zeigte ihr die Wunde. Sie ging hinaus, um etwas zu holen. Die Küchenschwester stellte ihnen einen Krug Bier und zwei Fladenbrote hin. Sie waren mit verschiedenen Körnern gewürzt. »Das Brot und das Bier sind so gut, dass man sich wünscht, so schwer verletzt zu sein, dass man hier bleiben darf«, sagte Rupp.

»Tu mir das nicht an«, sagte Trutz. »Ich bin früher so oft hier gewesen, um Kranke zu besuchen, erst Lucille, dann Selina. Ich bin froh, dass ich einen gesunden Freund habe.«

»Sag mal, Trutz, die Perle, die die Schwester an ihrer Kette hängen hat, ist das die Perle der Prinzessin?«

Trutz nickte nur. Er war heute in einer ganz eigenartigen Stimmung. Die Fragen von Rupp rissen auf einmal längst verheilte geglaubte Wunden wieder auf, Wunden, die mehr schmerzten, als dieser lange tiefe Schnitt am Bein.

Ich habe Lucille jeden zweiten Tag besucht, dachte Trutz. Sie war so krank, sie brannte innerlich von dem Gift in ihren Adern. Und Selina, sie lachte stets und war fröhlich und bestickte Kappen und Krägen der reichen Salzstädterinnen so wie sie früher die Kostüme der Gaukler bestickt hat. Aber auch sie war krank, krank in der Seele, weil sie ihr das Bein abgenommen hatten, nachdem die Wunde brandig geworden war, und weil die Gaukler sie zurückgelassen hatten, ohne sie weiter gezogen waren. Keiner von ihnen konnte die Perle helfen.

»Warum hast du sie nicht behalten?«

»Lisiana hat gesagt, sie soll sie behalten. Die Schwester hat hier keine leichte Aufgabe.« Hätte sie mir damals nicht geholfen, dachte Trutz, es wäre mein Ende und auch das von Litz gewesen.

»Sie sieht aus wie das Leben selbst«, stellte Rupp fest, »das wahrhaftige Leben, in diesem Haus der Krankheit und des Todes.« Dann schwieg auch er.

Ich bin so froh, Rupp, dass ich dich habe, dachte Trutz. Einen lebendigen gesunden Freund, einen auf den ich mich verlassen kann. Und du bist der einzige, den ich noch habe. Lucille tot, Selina tot, Aino und Wezzo, Tod am Galgen, Linus — gestorben an Lungenentzündung im Kerker, Wenz — hat Gift genommen, der alte schrullige Magier — in einer Winternacht erfroren, mein Pflegevater — ein Greis, der sein Gedächtnis verloren hat, mein Bruder — ist froh, dass ich so gut untergekommen bin, die Frau, die mich als Ersatz für ihr ertrunkenes Kind aufgenommen hat — tot.

Trutz biss die Zähne zusammen, als die Krankenschwester den Wein auf seine Wunde goss und sie dann mit drei Stichen zusammennähte.

»Du musst den Verband morgens und abends erneuern, Trutz. Frag den Salzgrafen, ob er nicht eine Arbeit für dich hat, bei der du sitzen kannst.«

»Hat er bestimmt«, lachte Rupp. »Keiner kennt sich so gut mit den Gesetzen und Rechnungen aus wie Trutz. Er findet stets heraus, wer zu wenig Steuern bezahlt hat.«



Als sie den jungen Mann in die Burg brachten, erkannte ich sofort, wer er war. Ich tat, was ich konnte, ihm die Kerkerhaft zu erleichtern, brachte ihm warmen Wein und meinen Mantel. Ich holte mein erspartes Geld aus seinem Versteck, um die Wachen zu bestechen und schmiedete Pläne, ihm zur Flucht zu verhelfen. Aber es war nicht nötig, er hatte eine Fürsprecherin, die mächtiger war als ich. Dann saß er bei mir in der Schreibstube, die Gelenke noch entzündet, wo

die Ketten gescheuert hatten, und ich schrieb seinen Bericht an den König. Nachts, wenn er in der Kammer nebenan schlief, kopierte ich alles für mich, heimlich. Ich sagte ihm, du bist der rechtmäßige König. Er lachte mich aus. Ich bin ein Herumtreiber und Galgenvogel, antwortete er. In ein paar Wochen kommt der Befehl von Liaszar, mich zu hängen. Gerade deswegen musst du fliehen, beschwor ich ihn. Aber er wollte nicht, so sehr ich auch auf ihn einredete. Dann wurde er doch nicht gehängt und das verdankte er nur Lisiana, dessen bin ich sicher.



Als sie ihre Pferde in den Stall führten, kam schon ein Knappe gelaufen.

»Ritter Trutz und Ritter Rupp sollen sofort zum Salzgrafen kommen.«

»Was habe ich gesagt, Trutz?« stöhnte Rupp. »Wir können uns nicht einmal den Staub abwaschen. Nur gut, dass die im Spital einen Krug Bier für uns übrig hatte.«

In der großen Halle waren nicht nur alle Ritter der Salzwache, sondern auch die Stadträte und der Bürgermeister sowie die wichtigsten Handelsherren versammelt. Als Trutz und Rupp zum Salzgrafen traten, verstummte das Stimmengewirr. Der Salzgraf begrüßte sie mit Handschlag und führte sie auf die Seite.

»Ich wollte verhindern, dass euch irgendwelche falschen Gerüchte erreichen«, erklärte er.

»Ist etwas passiert?« fragte Rupp und blickte sich beunruhigt um.

»Ihr seid Freunde, ihr zwei« stellte der Salzgraf fest. Trutz bemerkte, dass seine Stimme leicht zitterte. »Habt ihr euch den Eid geschworen?« Trutz und Rupp nickten. »Dann erneuert ihn jetzt.

Hier, sofort«, befahl er. Trutz war verwirrt. Es musste etwas ganz Entscheidendes vorgefallen sein. Er und Rupp fassten sich an den Handgelenken und sprachen feierlich die Eidesformel: »Ich will dein Freund sein, auf immer und ewig, in Freud und Leid, in Not und Gefahr, dir beistehen, dir helfen, dich schützen und niemals die Hand gegen dich erheben. Die Götter mögen uns beistehen.«

Die beiden blickten sich dabei in die Augen, und Trutz sah in denen von Rupp Liebe und Zuneigung leuchten. Aber der Salzgraf ließ ihnen nicht lange Zeit für Gefühle und zog sie mit sich an den Rand der Empore.

»Bürger von Salzstadt! Ritter und Freunde! Soeben hat mich eine traurige Nachricht erreicht: der Großkönig ist tot!« Stille. Trutz war, als hätte er einen betäubenden Schlag erhalten. Der Großkönig tot! War Bürgerkrieg ausgebrochen? Bevor er weiterdenken konnte, fuhr der Salzgraf fort: »Hoch lebe Königin Lisiana!«

»Hoch lebe Königin Lisiana!« riefen die Leute im Saal, aber es klang matt.

»Hoch lebe Königin Lisiana!« wiederholte der Salzgraf.

Er fuhr fort: »Es werden sich auch für Salzstadt einige Änderungen ergeben. Ich reise morgen in die Hauptstadt. Die Königin hat mich in ihren Kronrat berufen.« Der Graf machte eine Pause. Wir müssen ihn begleiten, überlegte Trutz. Dann sehe ich Litz wieder. Aber lieber würde ich hier bleiben, denn es wird weh tun, sie zu sehen. Sie ist jetzt Königin und ich bin nur ein kleiner Ritter, ein Salzritter, der den Salztransport begleitet, um ihn vor Überfällen zu schützen.

»Dann brauchen wir einen neuen Salzgrafen!« rief jemand von hinten.

»Die Königin hat schon einen neuen Salzgrafen ernannt.« Wieder eine Pause. Warum so spannend, dachte Trutz. Da hätte er nicht auf mich warten müssen. Ich werde auch unter dem neuen Salzgrafen nichts anderes machen, als Rechnungen überprüfen

und mit Rupp auf Salzwache reiten, wenn wir an der Reihe sind. Für mich ist es doch egal, wer Salzgraf wird.

»Der neue Salzgraf ist ein Mann, der trotz seiner Jugend schon reiche Erfahrung mit dem Transport und Handel hat. Von allen meinen Rittern halte ich ihn für den fähigsten, dieses schwierige Amt auszuüben. Ich möchte euch herzlich bitten, das Vertrauen, das ihr mir geschenkt habt, auch ihm zuteil werden zu lassen.« Er nahm das blanke Schwert, das vor ihm auf der Balustrade lag, und hielt es Trutz entgegen. Trutz erkannte das alte Schwert, das er in der Höhle gefunden hatte, das zarte schwarze Muster auf der Klinge. Plötzlich waren alle Augen auf Trutz gerichtet. »Trutz vom Steinmeer, die Königin hat dich zum Salzgrafen ernannt. Führe dieses Schwert zum Wohle aller. Walte deines Amtes mit Umsicht und in Gerechtigkeit! Die Götter mögen dir beistehen.«

Trutz wurde schwindlig. Er fühlte, wie Rupp ihm den Arm um die Schulter legte und ihn stützte. »Ich bin dein Freund«, flüsterte er ihm ins Ohr, »auf immer und ewig. Lieber reite ich jede Nacht auf Wache, als mich mit den Salzsäcken wegen der Abgaben herumzuschlagen.«

Einen Augenblick noch herrschte Schweigen, dann brandete Beifall auf. Die Knappen und Pagen schleppten Weinkrüge herbei. Trutz stieß mit dem Salzgrafen an, mit dem Bürgermeister, mit dem Sprecher der Händler und mit vielen anderen. Aber er trank nur kleine Schlucke, denn er fühlte sich auch ohne Wein total berauscht. Irgendjemand erzählte ihm, er würde ihm beim Bankett im Stadthaus demnächst seine Tochter vorstellen. Das ist das Nächste, was mir bevorsteht, dachte Trutz erschrocken, aus den Töchtern der Stadt die neue Salzgräfin auswählen. Da sind einige ganz hoffnungsvoll, weil ich noch so jung bin. Aber vielleicht hilft sie mir, Litz zu vergessen, und Lucille und Selina. Vor allem Litz.

Als er einen Moment allein war, trat der Kurier zu ihm, ein kleiner drahtiger Mann. Trutz sah, dass er fast umfiel vor Müdigkeit.

Aber der Mann hatte noch einen Brief in der Hand: »Herr Salzgraf, für Euch persönlich. Und jetzt leg ich mich endlich schlafen.«

Es war ein kleiner Brief. Trutz erbrach das Siegel: »Ich komme, sobald ich kann. Ich will mit dir zum Grünsee. Litz.« Trutz musste die zwei Zeilen dreimal lesen, bevor er begriff, was da stand.

»Na, Trutz, mit Urlaub wird es vorerst nichts.« Es war Rupp, der zu ihm trat und ihm auf die Schulter schlug. »Unter König Hatto wurde das Amt des Salzgrafen vom Vater auf den Sohn vererbt. Liaszar hat eingeführt, dass der fähigste Mann den Posten erhält. Und der bist eindeutig du.«

»Rupp«, sagte Trutz, »ich hatte keine Ahnung, dass es so kommt. Ich schwöre dir: Ich wollte niemals Salzgraf werden.«

»Das glaube ich dir.« Verschwörerisch zwinkerte er Trutz zu. »Sie ist nicht so knausrig wie ihr Vater. Sie hat dich nicht vergessen, was? Ein schöner Zug von ihr. Ein Prost auf Königin Lisiana.«



Liaszar starb an Gift. Die Herrschaft ging auf seine Tochter Lisiana über. Was Liaszar nicht geschafft hatte, ihr gelang es: der Frieden stellte sich ein, die Landbevölkerung erreichte einen bescheidenen Wohlstand und der Handel blühte. Als Gemahl erwählte sie den Salzgrafen, einen jungen Mann, Trutz von Steinmeer, eine Wahl, die von allen Parteien gut geheißsen wurde. Die Dusenener schätzten Trutz von Steinmeer, weil er das dusenische Nachrichtensystem erfolgreich auf den ganzen Salzhandel ausgedehnt hatte. Die Alteingesessenen waren zufrieden, weil er einer der ihren war. Dass er der Enkel von König Hatto ist, weiß nur ich und vielleicht noch ein paar andere Leute.

